

Erinnerungsfragmente

Einleitende Gedanken

Wieder habe ich, wie jeden Morgen, nach dem Aufwachen als erstes an den Tod gedacht. Nicht mit der Angst, dass ich jetzt gleich sterben könnte. Nicht so abstrakt. Wenn ich sage, ich habe an den Tod gedacht, meine ich, ich habe ungewollt versucht, mich ihm zu nähern. So weit wie möglich, seine Aspekte von Endgültigkeit, Absolutheit, Ewigkeit zu erfassen. Um diese irrationale Angst durch Rationalität einzudämmen. Aber eben das ist nicht möglich. Diese Begriffe des Totalen, Endgültigkeit, Absolutheit, Ewigkeit, die wir ständig im Munde führen – das dauert ja ewig!!! - gehören nicht zu unserer Erfahrungswelt und entziehen sich deshalb der Möglichkeit, vorgestellt zu werden. Trotzdem ängstigt mich die Konzentration auf das gedankliche Näherrücken. Je intensiver die Vorstellung von der Endgültigkeit, der Absolutheit in diesem Begriff wird, desto mehr ergreift mich eine Angst, die mich schauern lässt. Dann erfasst mich eine solche Verzweiflung.....

Erst in den letzten Jahren wird mehr in den Medien über den Tod gesprochen. Zumindest gab es Stimmen, die Tod und Sterben enttabuisieren wollen. Je mehr ich mich in meiner "Meditation" dem Verständnis von Endgültigkeit annähere – obwohl ich noch sehr weit von einer klaren Vorstellung entfernt bin - , desto besser kann ich nachvollziehen, warum diese Themen so stark tabuisiert sind. Jeder Aspekt des Lebens ist von seinem Gegensatz, von Endgültigkeit bestimmt, überhaupt dadurch erst möglich. Jeder Mensch, der sagt, er habe keine Angst vor dem Tod, drückt damit nur aus, wie weit er von der Vorstellung der Unvermeidbarkeit und Endgültigkeit ist.

Längst nicht so schaurig wie die Vorstellung vom Verrotten des eigenen Fleisches oder dessen schmatzendem Brennen in den höllenheissen Flammen des Krematoriums ist ein anderer Gedanke, dass das ganze Konstrukt des Lebens, dass sich aus den gesammelten Erfahrungen ergeben hat, völlig unbedeutend war. Besser als meine eigene Vergangenheit eignet sich vielleicht die meiner Mutter, um zu verdeutlichen, was mich bedrückt. Geboren zwischen den beiden Weltkriegen, hat sie von dem, dem wir später Geborene eine Bedeutung beimessen, zunächst das Dritte Reich erlebt. Hat sich der Gehirnwäsche des Nationalsozialismus nicht ganz entziehen können. Die gemeinsamen Erlebnisse sind schöne Erinnerungen. Ist bestraft worden, indem sie vor den anrückenden Russen aus Schlesien fliehen musste. Fliehen auf Kutschen, laufen durch Morast, aufspringen auf fahrende Züge, stehlen aus Hunger, trinken aus Bächen, in denen Leichen lagen, laufen durch Schnee, Eis, Hitze, versuchen, Vergewaltigungen, Massenvergewaltigungen durch russische Soldaten zu entkommen. Nach all dem Schmerz und der Angst, Angst, Angst die Erniedrigung der Zwangseinquartierung in ein Haus, in dem sie mit ihrer Familie unwillkommen war und das die Polizei öffnen musste, während die Besitzer sich verbarrikadierten. In Bad Salzuflen, einer kleinen Stadt in den Ausläufern des Teutoburger Waldes, die dem Schrecken des Krieges entkommen war. Danach die

Scheidung von meinem Vater, der als ein Wrack aus dem Kriege zurückgekehrt war. Die Sorge, sich selbst und drei Kinder durchbringen zu müssen. Eine weitere Beziehung, die nach Jahren wieder scheiterte. Nach weiteren Jahren der Unsicherheit eine neue Ehe, die bis zum Tode des Ehemannes nach langer Zeit der Pflege hielt. Nur wenige Jahre, nachdem sie ihre schwer demente Mutter bis zu deren Tod gepflegt hatte. Sie hat also kein einfaches Leben gehabt und dies sind nur einige beispielhafte Punkte daraus.

Mit ihrem Tode schliesst sich ein neun Jahrzehnte alter Kreis aus Tausenden von Erlebnissen, die einmal als dauerhaft empfunden wurden und ein mikroskopisches Mosaikstäubchen im unüberschaubaren Mosaik des Menschenlebens sind.

Ist solch ein Konstrukt nun völlig sinnlos? War alles ohne Nutzen, wenn es einmal ohnehin nur Vergangenheit war? Eine sicherlich einfältige Frage. So einfältig wie die nach dem Sinn des Lebens, die nur sich selbst überschätzende Ignoranten beantworten können. Ob ich nach hinduistisch-buddhistischer Ansicht mein Leben meinem Karma zu verdanken habe oder ein mosaischer Gott seine Omnipotenz in sadistischer Weise an mir austobt, spielt überhaupt keine Rolle. Wichtig ist einzig, was ich im Moment empfinde und wie ich mich wegen des Empfundenen fühle. Hier gaukeln uns Gedächtnis und Phantasie das Vergangene und Zukunft zusammenhaltende Ich vor. Da jeder Moment schon während des Bewusstseins wieder Erinnerung und bald darauf nur noch Sediment des Gedächtnisses ist und die Phantasie uns die Zukunft als Wirklichkeit vorgaukelt, bleibt eigentlich auf der Zeitschiene, falls dieser Ausdruck überhaupt angebracht ist, etwas zurück, das wir als in der Zeit empfindendes Ich bezeichnen können.

Da ist etwas, das mich manchmal etwas tröstet, aber nur etwas und nur ganz kurz. Wenn ich mir Menschen in anderen Gegenden der Welt vorstelle. Wie mag in diesem Augenblick einem Mann in Uschuaya, in Feuerland zumute sein? Ich stelle mir die Umgebung vor, stoppeliges Grasland, niedrige Hütten, hat er Sorgen um das Essen seiner Familie heute? Ob er sich vorstellt, wie es jetzt einem Menschen in Europa geht? In Schweden etwa? Oder starrt er nur auf das Meer hinaus und denkt darüber nach, wo es wohl heute einen lohnenden Fischgrund geben mag? Jetzt, in diesem Augenblick! Ein Grönländer in Upernavik. Denkt er gerade darüber nach, wohin die ursprüngliche Kultur seines Volkes verschwunden ist? Was die Dänen zu ihrem Untergang beigetragen haben? Oder sitzt er gerade in der Krankenstation und ist froh über die medizinische Versorgung, die die dänischen Kolonialherren mitgebracht haben? Weniger exotisch. Ich denke an den Taxifahrer in Kapstadt, der mich einmal vom Hotel in die Innenstadt fuhr, zur Waterfront. Ob er noch lebt? Hat er gerade eine Fahrt? Seine Muttersprache war Afrikans. Sofort fällt mir die schwarze Frau ein, mitten im braunen Land, auf dem Wege von Johannesburg nach Durban. Sie stand an einem langen Tisch mit Souvenirs darauf, in weiter Umgebung allein mit unzähligen kleinen und grossen Holzschnitzereien. Manche sagen Touristenkitsch. Nicht für mich. Sie hielt eine kleine Holzskulptur hoch, eine Frau, auf dem Kopf ein Gefäss balancierend. Um die schwarzen Lenden der Figur hatte sie ein Tuch gebunden, das

aus einer langen dünnen Schnur mit winzigen Perlen bestand. Die Verkäuferin sagte mit Stolz in der Stimme: "Me, I make". Sie deutete auf das primitive Lendentüchlein der kleinen Schnitzerei. "I make". Ich kaufte ihr die Figur ab, die aus Malawi kam und um die sie die Perlenkette gewunden hatte. Deshalb ist sie für mich kein Kitsch. Sie steht jetzt, in ihr buntes Lendentuch gekleidet vor mir auf dem Fensterbrett, neben dem Nilpferd, einer Steinschnitzerei auch aus Afrika, neben dem scheusslichen Tupilak aus Walrosszahn, mit der fehlenden Nase, den überlangen Zähnen, wie Grönländer ihn nun für Touristen herstellen, eine Figur, die ehemals, nachdem ihr Leben eingehaucht wurde, Feinden geschickt wurde um ihnen zu schaden. Und dann wieder eine schwarze Frau, um die 30, 40? Neben ihr ihre Tochter? Etwa 14,15 Jahre alt. Hinter einem langen Tapeziertisch mit geflochtenen bunten Körben darauf. Ich nehme einen kleinen Korb in die Hand, sehe die Mutter an: "How much do you want?" Sie sieht mich mit unbewegtem Gesicht an. Also nochmal: How much is it?" Mit ernster und fester Stimme sagt sie: "No English, Zulu!" Die Tochter sieht sie an, ihre Mutter sagt den Preis auf Zulu, die Tochter wiederholt ihn auf Englisch. Merkwürdig, Zulus kaufen hier nichts, nur weisse Touristen.

Weiterleitende Gedanken

Chronologisch gehört die jetzt erwähnte Reise nicht an diese Stelle, aber thematisch passt sie. Vor fast dreissig Jahren nahm ich den Bus von Akureyri im kargen Norden Islands, der noch ein Stück weiter nach Dalvik fuhr. Dort stieg ich aus. Es ist ein Dorf von etwa anderthalb tausend Einwohnern. Rechts der Strasse erstreckt sich die Bucht, der Eyafjördur, links, also westlich der schmalen Asphaltstrasse das Dorf, umgeben von endlosem Gras, dahinter erheben sich die unbewohnten Berge. Ich ging die Strasse entlang nach Norden während mir der eiskalte Wind schmerzhaft ins Gesicht blies. Etwa hundert Meter von der Strasse, gleich beim Dorfausgang, sass ein Dutzend alte Menschen zusammen in reger Unterhaltung. Das moderne Gebäude, vor dem sie sassen interpretierte ich als Altersheim. Ich fragte mich, wie diese weisschöfigen Menschen in dieser Abgeschiedenheit wohl die Welt sähen und wie sie auf ihr Leben zurückblickten. Ich gehe davon aus, dass alle jene ins Gespräch vertieften Alten nun nicht mehr sind. Andere werden ihren Platz eingenommen haben. Da ich von dem eisigen Wind Kopfschmerzen bekam, hockte ich mich hinter eine Mauer in den Windschatten, den Kopf voll mit Gedanken über Alter, Einsamkeit, Vergänglichkeit und Menschsein.

Die Vergänglichkeit alles Seienden ist keine Binsenweisheit

Zwei Kapitel dieser Memoiren handeln nur vom Reisen. Aber nicht von Tauchreisen nach Eilat, Strandferien auf den Kanaren oder in Thailand. Diese Reisen waren...ja, was eigentlich? Es gibt keine kurze, präzise Definition. Begleiterscheinung eines Lebensstils. Fernweh war sicher dabei, aber nicht nur um der Ferne willen, sondern eher um des Lernens willen. Lernen über andere Länder heisst lernen über andere

Kulturen und Mentalitäten und damit über seine eigene Stellung zu Anderem. Dies ist ein Aspekt des Lebens, der immer kürzer kommt, insbesondere wegen des oberflächlichen Tourismusreisens und wegen des Vorgaukelns mentaler Gleichartigkeit durch elektronische Medien, die die Welt angeblich so schrumpfen lassen, aber mit ihnen schrumpft auch das Spektrum eigenen Erlebens.

Die Bezeichnungen "Hippie" oder sogar "Gammler" sind sicher noch den meisten ein Begriff. Insofern sie jemals ein semantisch eindeutiger Begriff waren. Es waren mehrere Bedingungen, die zum Entstehen einer alternativen Reisekultur führten. Nebenbei sei bemerkt, dass das Wort "alternativ" inzwischen so ausgelutscht ist, dass es seine Kraft verloren hat, aber mit dieser Bemerkung soll das überwunden sein. Die Flower-power-Bewegung gab es Mitte der 1960er Jahre noch nicht, jedenfalls in einigen amerikanischen Grossstädten erst in Ansätzen. Ihr voraus ging die Beatnik-Bewegung in den USA, welches ebenfalls ein Versuch war, dem genormten Alltagsleben zu entrinnen. Sie war eng verknüpft mit der Dichtung einiger amerikanischer Literaten wie Allen Ginsberg und Jack Kerouac. Besonders letzter setzte prägende Zeichen für ihre Anhänger, die also nicht Mitglieder einer Massenbewegung, sondern intellektuelle Protestler waren. Ihr gesellschaftlicher Protest fiel zu der Zeit zusammen mit dem internationalen Protest gegen den grauenhaften Vietnamkrieg.

Gleichzeitig suchten zunehmend junge Leute ihr Heil in einem friedvollen und – auch auf die Gefahr, dass sich das jetzt dogmatisch anhört – weniger materialistischem Leben, dass besonders aus indischen Traditionen gespeist wurde. Auch diese jungen Leute hatten einen eher intellektuellen Hintergrund, sowohl in Amerika und Europa lasen sie Hermann Hesse. So wurden zunächst Goa und bald darauf auch Kathmandu zum Reiseziel. Dass hier auch der leichte Zugang zu Haschisch dazu kam, soll nicht verschwiegen werden. Warum auch? Noch ein paar Jahre später kam das südindische Auroville hinzu, das 1968 sogar von Vertretern der UN eingeweiht wurde.

Zu der Zeit waren wir aber schon auf dem Indien-Track fleissig unterwegs. Die zu der Zeit an Einfluss gewinnende Beat-Musik trug zur Bewegung bei. Insbesondere lange Haare und lässige Kleidung unterstützten junge Menschen in ihrem Verlangen, den Zwängen der spiessigen Normen mit ihren Verhaltenskodices zu entkommen. Während ich dies so schreibe, wird mir bewusst, wie jene Jahre mein Leben und meinen Blick auf das Leben geprägt haben. Es musste eine tiefe Ablehnung der Normen in manchen jungen Menschen – wie mir – vorhanden sein, um sie dazu zu bringen, sich durch ihr Aussehen Spott und Verachtung auszusetzen und durch entbehrungsreiches Leben auf der Strasse die Gesundheit und manchmal auch das Leben selbst aufs Spiel zu setzen. Denn das Leben ohne Geld, oft ohne angemessene Kleidung, in den Steppen, Wüsten und Gebirgen Anatoliens, Persiens, Afghanistans, der Hitze Pakistans und Indiens war hart und mancher hat es ja nicht geschafft. Aber es ging neben allem vorher Genanntem auch um Freiheit!

Gleichzeitig wird mir nun im Alter bewusst, wie sehr sich das Rad der

gesellschaftlichen Entwicklung wieder zurückgedreht hat. Die jungen Leute sind spiessiger als ich es je in meinem Leben war. Und sie sind unkritischer und manipulierbarer ohne es zu merken. Aber mehr darüber in besagten Kapiteln.

Hier nur erst mal ein kleiner Vorgeschmack für die Gefühlsausbrüche, die mich während des Schreibens manchmal überkommen. Sie seien den unten beschriebenen Ereignissen vorausgeschickt: Ich bin entsetzt über die Feigheit, mit der dem amerikanischen Präsidenten Trump international begegnet wird. Unsere europäischen Politiker behandeln diesen dauerlügenden Schleimbeutel wie einen normalen Menschen. Solch einem Dreckschwein die Hand zu geben, würde mich vor Ekel erschauern lassen. Das kann doch kein Argument sein, dass das für die politische und wirtschaftliche Entwicklung notwendig ist. Wir lassen mit solch gefährlichen Spinnern die Erde untergehen, damit Politiker ihre Karrieren retten können. Mit diesem duldbaren Verhalten werden die grossen Verbrecher in der Politik nur bestärkt. Selbst Wilde, die damit prahlen, Massenmörder zu sein, wie z.B. der philipinische Präsident Duterte, werden international nicht geächtet. Und diesen menschenverachtenden Terminator Netanyahu darf man gar nicht kritisieren ohne gleich als Antisemit verschrieen zu werden. Was für eine stinkende Heuchelei!!!

Die Figuren an den Spitzen vieler Länder werden immer arroganter und unverschämter. Das gilt nicht nur für Gestalten wie Putin, den lächerlichen neuen Zar-Clown, der seine Untertanen beeindruckt, indem er mit nacktem Oberkörper auf einem Pferd durch die Taiga stürmt oder als Taucher im Baykal-See eine (für ihn extra ins Wasser gelegte) antike Aphore birgt. Solche lächerlichen Kreaturen sind in letzter Zeit sogar in der EU immer erfolgreicher. Das reicht vom grossmäuligen Boris Johnson in England über den Faschistenarsch Salvini in Italien oder seinen Zwillingsbruder im Geiste, Orban in Ungarn. So, das war`s erst mal. Nur damit sich später keiner beschwert, wenn das immer wieder hochkocht. Auch merkt man an diesen Zeilen, dass ich die Chronologie, die in diesem Text angewendet sein soll, gebrochen habe.

Wenn ich mich heute frage, wie ich darauf kam, meine Lebensgeschichte – oder sagen wir, Teile davon - nach Wohnorten aufzuschreiben, an denen ich eine gewisse Zeit gelebt habe, fallen mir verschiedene in Frage kommende Antworten ein. Durch diese äusseren Zäsuren hoffte ich, ich könnte am leichtesten eine gewisse Struktur in mein aufgeschriebenes Leben bringen, zumal das von vielen Ortswechseln geformt worden ist. Ausserdem neige ich dazu, reichlich assoziativ zu schreiben und diese Einteilung behütet mich wohl am besten davor, dass der Griffel mit mir durchgeht – sowie oben. Ich schreibe als Elektronikmuffel alles erst mit der Hand. Es ist ein Gefühl, dass jüngere Leute wohl gar nicht mehr kennen, dieses Gefühl, dass die Finger mit ihrer Kunst die Gedanken aufs Papier bringen und jeder Buchstabe eine individuelle Schöpfung ist.

Nun bin ich in diesen Zeilen auf der Suche danach, wie mich all die Ortsveränderungen geprägt haben. Erwähnen sollte ich wohl noch, dass ich im

vergangenen Sommer Paul Austers "Winter journal" gelesen habe, in dem er seine geographischen Lebensstationen aufzeigt. Es hat mich bei weitem nicht so beeindruckt wie seine New York Trilogy, aber seine Vorgehensweise ist auch angesichts all meiner Umzüge und Auslandsaufenthalte eine geeignete Methode, so durch mein Leben zu finden und zu führen.

Die erste Wohnung, die meine Familie bezog wurde gewaltsam bezogen. Das hört sich so merkwürdig an, wie es war. Als ich zwei Jahre alt war, wurde uns die Wohnung in einem Einfamilienhaus, in dem nur ein älteres Ehepaar wohnte, zugewiesen und die Polizei machte die versperrte Tür frei, da die Besitzer den Einzug unserer Familie verhindern wollte. Das nannte man Zwangseinquartierung, ein Wort, das es im heutigen deutschen Wortschatz nicht mehr gibt. Die Flüchtlinge aus den ostdeutschen Gebieten, die an Polen und die UdSSR gefallen waren, waren im Westen nicht besonders willkommen, eigentlich, um ehrlich zu sein: ganz und gar unwillkommen. Und unsere Familie war aus Schlesien geflohen und hatte sich nach jahrelanger Flucht durch Tschechien und die damals sowjetisch besetzte Zone, nach zeitweiser Internierung, in Westdeutschland wiedergefunden.

Die Erlebnisse auf der Flucht, die Märsche mit und ohne Treck, der Hunger, die Massenvergewaltigungen durch russische Soldaten, die Angst, die Krankheiten und Todesfälle waren noch lange Gegenstand der Erzählungen der Älteren und sind immer noch – jetzt, 70 Jahre später – Gegenstand der Erzählungen meiner Mutter, die letzte in unserer Familie, die die ganze Flucht bewusst erlebt hat. Meine ersten Erinnerungen haben demnach alle mit dieser Wohnung zu tun, in deren vier Zimmern, davon zwei unbeheizbare Mansarden unter dem Dach, wir zu neun Personen wohnten. Obwohl, meistens waren wir nur acht, da mein Vater wegen seiner Kriegsverletzung, viel Zeit im Krankenhaus verbrachte.

Der unwillige Vermieter gewöhnte sich nicht nur bald an uns drei Kinder, zwei etwas jüngere Schwestern und mich, sondern entwickelte wohl ein gewisses Opa-Gefühl. So sind dies meine ersten Erinnerungen: Wir drei kleinen Kinder liegen neben der blinden, bettlägerigen Urgrossmutter mit dem von einer Drüsenerkrankung dick geschwellenem Hals im Bett und lauschen ihren Erzählungen. Dann sehe ich mich selbst – wieso das? - auf dem Schoss meiner Urgrossmutter im Rollstuhl sitzen, mit dem sie manchmal ausgefahren wurde. Wir sind vor dem Haus, ich blicke hoch zum zweiten Stock und winke meiner Grossmutter im Fenster zu. In der Wohnung der Vermieter steht ein Tisch, dessen Platte aus Glas ist und darunter stecken viele bunte Papiere in allen Farben. Man sagt mir, das sei Inflationsgeld, was ich aber erst viel später verstehen werde. Aber das bunte Papier mit den vielen Bildern und Zahlen hinterliess einen bleibenden Eindruck. In der linken Ecke des Vorgartens hat man mir ein kleines Stück Erde abgeteilt, das ich zu meinem Garten mache und wo ich Stiefmütterchen pflanze und Blumen, die ich aus dem nahen Wald mitbringe. Dieser Wald, am nördlichen Rand von Bad Salzuflen, ist unser Spielparadies. Das Försterhaus liegt nur etwa einen halben Kilometer weit weg, es ist noch ein richtiges, dunkles Försterhaus direkt am Wald, mit Gehörnern von Rehböcken und Hirschen

ringsum an den hölzernen Wänden. Mit dem gleichaltrigen Sohn des Försters klettern wir bis in die wiegenden Spitzen der Fichten, die den Garten umgeben.

An dem Forsthaus vorbei ging ein Weg in den dunklen Mischwald, der für uns kleine Kinder besonders dunkel war durch das dichte Unterholz. Manchmal gingen wir mit mehreren Familienmitgliedern weit in den Wald hinein und hielten Ausschau nach Pilzen. Sie waren für die Älteren eine willkommene Abwechslung auf dem eher einseitigen Speiseplan, denn das Geld reichte kaum für das Notwendigste. Das sollte noch lange so bleiben. Mir waren die glitschigen Pilze zuwider und ich erinnere mich, dass ich mich einmal am Tisch übergeben musste. Meine Mutter kannte kein Pardon. Es gab nichts anderes statt dessen. Die Flucht hatte meine Mutter hart gemacht. Und unser einziges Einkommen war, was sie stundenweise als Küchenhilfe bei den britischen Besetzern verdiente. Samstag war in der Regel Kartoffelsuppentag, und das hies wirklich "Kartoffel" und nicht Gemüsesuppe. Ein Gericht hiess "Lungachee", es war durch den Wolf gedrehte Lunge. Überhaupt gab es viele Innereien, wenn es überhaupt Fleisch gab. Denn Lunge, Herz, Nieren waren Abfallprodukte in den Fleischereien, die die Einheimischen kaum kauften.

Wenn es Kartoffelpuffer mit Apfelmus gab oder Milchreis mit Zimt, war das ein ganz besonderer Tag. Schier unfassbares Glück war für uns Kinder, wenn Grossmutter buk, besonders den schlesischen Streuselkuchen, eingedenk der Heimat. Dann schleckten wir Kinder uns die Finger nach den Streuseln, die noch viel besser waren als der eigentliche Kuchen.

Grossmutter war auch die einzige Gläubige in der Familie. Weil ich das älteste der Kinder war, nahm sie mich manche Sonntage mit nach Herford, in die nächste etwas grössere Stadt, wohin damals eine Strassenbahn fuhr. Oma gehörte der altapostolischen Kirche an und in Herford war die nächste kleine Gemeinde.

Meine Grossmutter war eine warmherzige, liebevolle Frau. Sie hatte ihren ersten Mann durch Krankheit, den zweiten Mann durch den Krieg verloren. Mit zweiundvierzig Jahren war sie verwitwete Grossmutter und sollte immer allein bleiben. Sie war überzeugt, dass ihr der Glaube helfe. So war sie es, die durch ihre Liebe und Wärme für mich den christlichen Glauben verkörperte und hier begann wohl mein frühes Interesse an Religion, das mich allerdings nach der Beschäftigung mit anderen Religionen, insbesondere dem Buddhismus, welcher – wie später ausgeführt – eigentlich keine Religion ist, in die entgegengesetzte Richtung führte. Das geht nun soweit, dass ich religiöse Menschen nicht mehr ernst nehmen kann. Der Mensch hat Gott kreierte aus Angst. Angst vor allem möglichen Unbekanntem, besonders dem ewig unbekanntem Tod. Früher waren Gewitter Warnhinweise, Ermahnungen Gottes bzw. der Götter, Krankheiten waren Strafen. Wir sind hoffentlich weit über solche präwissenschaftlichen Unsicherheiten hinaus. Wenn ich nun sage, dass ich gläubige Menschen nicht mehr ernst nehmen kann, sage ich nicht, dass ich sie verachte. Verachten tu ich nur jene, die fanatisch sind, missionarisch oder in anderer Weise penetrant. Bei solchen Menschen vergesse ich, dass Hilflosigkeit

hinter dem Glauben steht. Und weiterhin lässt auch die Hilflosigkeit – wie wir wohl alle schon erfahren haben – auch den bekennenden Atheisten in mancher verzweifelten Situation manchmal noch denken "Oh Gott! Hilf mir bitte!"

Aber zu jener Zeit hatte ich einen kindlichen Gottesglauben, der noch nicht auf ein Fundament baute, das es erlaubte, ihn zu hinterfragen. Zunächst einmal resultierte er in dem Wunsch, später Missionar zu werden. Aber damit greife ich zu weit vor, was bei all den auftauchenden Assoziationen immer mal vorkommen wird.

Weder den Gottesglauben noch unsere Lebensumstände insgesamt konnte ich zu der Zeit hinterfragen. So resultiert das Leben in jener Strasse – trotz dem von mir nicht bemerkten Zerfall der Familie – in meiner Erinnerung oberflächlich in einer romantischen Erinnerung. Während die Urgrossmütter starben, der kranke Vater die Familie verliess, lebte ich mit meinen Krabbeltieren, dem kleinen Stück Garten, dem dunklen, geheimnisraunenden Forsthaus, dem grünen Wald mit seinen Wiesen und Bächen in einer von der Wirklichkeit der Erwachsenen abgeschnittenen Welt.

Auch die Strasse selbst, in der wir wohnten, hat mich bis heute ein wenig geprägt. Sie war zu jener Zeit noch unasphaltiert, also ländlich, an beiden Seiten mit Birken gerahmt, deren weisse Rinde mir noch deutlich vor Augen kommt, wenn ich an sie denke. Die Birke ist immer mein Lieblingsbaum geblieben und wenn ich heute in Schweden Brennholz bestelle – mit 67 Jahren – frage ich, ob auch Birke dabei ist. Und dann der Name der Strasse: Freiligrathstrasse. Nach dem Dichter Ferdinand Freiligrath. Wer kennt ihn heute noch? Er war keiner der grossen deutschen Dichter. Und erst viel später hat mich interessiert, was er eigentlich geschrieben hat und ich kaufte mir erst als Erwachsener einen antiquarischen Band mit seinen Gedichten. Aber schon viel früher, mit elf oder zwölf Jahren, als ich in der Quarta oder Quinta des Gymnasiums war, zu dessen Besuch auch der wöchentliche Gottesdienst gehörte, kaufte ich in einem Buchladen neben der Kirche, die wir in Bochum besuchten, ein altes Büchlein von meinem Taschengeld: Die Vergessenen; ein Band mit Gedichten vergessener Dichter. Dafür war Freiligrath ausschlaggebend. Und wohl auch dafür, dass ich immer ein Herz für die Vergessenen, Mittelmässigen haben sollte. Ich bin mir sicher, dass dies dazu beitrug, dass ich mich immer damit zufrieden gab, selbst nichts besonderes zu sein, auch oder besonders als Wissenschaftler. Von vielen sogenannten "Grossen" bin ich ohnehin nach viel Erfahrung nicht überzeugt. Unter denen, die ich selbst noch kennen gelernt habe, die sich selbst als grosse Wissenschaftler verkauften, und auch so gehandelt wurden, waren etliche, die man landläufig als Charakterschweine bezeichnen würde. Darunter waren Schmierer, Angeber, Arschlecker und -kriecher und vor allem "Unsterbliche".

Liebe zur Natur, Interesse an Religion sowie Zorn auf Religiöse, ich denke, in diesen frühen Jahren wurde der Samen auf fruchtbaren, weil empfindsamen, Boden gestreut. Und die Sprachen? Das Türkische, Sanskrit, Tibetisch, Chinesisch, Mandschu usw.?

Ich erinnere mich an den schlesischen Dialekt, den meine Grossmutter und Tante aus

der Heimat mitgebracht hatten. Einige Wörter haben sie nicht nur bis zu ihrem Tod beibehalten, sondern sie auch uns weitergegeben. Ansonsten ist der schlesische Dialekt durch den Krieg ebenfalls zerstört worden. Noch heute stutze ich, wenn mein Gesprächspartner nicht weiss, was ich meine, wenn ich von einem "Plootsch" rede, einem ungeschickten Menschen. Die "Kliessla", die herrlichen Kartoffelklösse, die als einzige in der Familie meine Mutter heute noch macht. Und wenn einer die Gusche nicht halten kann, hat er zu viel gelabert und sass dabei auf der Ritsche.

Meine Trennung von der Familie kam, als meine Mutter einen anderen Mann kennenlernte und mit meinen Schwestern zu ihm zog. Der Umzug nach **Bochum** im Ruhrgebiet mit Grossmutter und Tante führte in die triste, graue Vorstadt Bochum-Werne. Es war wirklich mitten im Kohlenpott, der zu der Zeit noch genauso war wie er hiess. Wir rochen nicht nur täglich die Gase der Kokereien, wir sahen auch jeden Morgen den Kohle- und Aschestaub auf den Fensterbrettern und allen etwas helleren Flächen in der Wohnung. Auch der Werner Hellweg, an dem das Mietshaus mit dem Textilgeschäft meiner Grosstante lag, war einfach nur trist und grau. Mit einer alten Box, einer Rollkamera, wie es sie schon lange nicht mehr gibt, machte ich meine ersten Versuche in Fotografie und fing mit den Schwarzweissfilmen unsere russige Vorstadtatmosphäre besser ein, als es jede moderne Superkamera heute könnte, besonders wenn es auch noch geregnet hatte.

Aus meiner Vorschulkindheit am Fusse des Teutoburger Waldes hatte ich meine Freude an Tieren mitgebracht. Trotz des Schocks mit den in der Wohnung herumspringenden Fröschen hatten meine Grossmutter und Tante keine Einwände gegen den Kleintierzoo, den ich mir nach und nach anschaffte. Als da waren ein Kalt- und Warmwasseraquarium, mit den jeweiligen Wasserschildkröten darin, ein Wellensittich, ein Kanarienvogel, eine griechische Landschildkröte, ein Pärchen Zwergfinken, ein Goldhamster, einige weisse Mäuse.

Abenteuerlich waren sie alle: Die weissen Mäuse stanken fürchterlich, beim Reinigen des Warmwasseraquariums sprangen Zebras oder Guppies in in der Nähe stehende Kaffeetassen, der Wels aus dem Kaltwasserbecken sprang mehrmals aus dem Aquarium und hinterliess Hautfetzen auf dem Linoleum, nachdem ich ihn von dort aufgenommen und wieder ins Wasser gesetzt hatte, wo er sich nach kurzem wieder erholte. Der Kanarienvogel durfte frei in der Küche herumfliegen, landete aber manchmal hinter dem Küchenschrank, von wo er nicht aus eigener Anstrengung hervorkonnte, sodass wir den Küchenschrank abrücken mussten. Der Kampffisch im Warmwasserbecken war natürlich eine Fehlbesetzung, weil er ordentlich unter den Guppies aufräumte, die gottseidank sehr gebärfreudig waren. So aufregend es war, einem lebend gebärenden Guppyweibchen bei der Geburt zuzusehen, so traf es mich doch hart, wenn ein kleiner Fisch mit dem Bauch nach oben schwamm und jedes mal konnte ich die Tränen nicht unterdrücken. Hier ging es eben um einen ewigen Verlust; wenn heute der achtjährige Sohn meines fussballbesessenen Neffen – sonst ein lieber Junge – heult, weil seine Borussia verloren hat, werde ich allerdings sauer. Wie kann man wegen eines verlorenen Spieles weinen? Wie will er erst reagieren,

wenn erst einmal ein ihm nahe stehender Mensch für immer Abschied nimmt? Aber vielleicht steht ihm ja gar kein Mensch so nah wie sein Fussball.

Ansonsten gab es in Bochum nicht viel zu weinen. An der Grundschule war ich gut, später am Gymnasium war die Lust an der Schule wie weggeblasen. Die Schule lag hier wesentlich näher als in Bad Salzuflen. Über den Hellweg, eine Querstrasse hinunter, die führte in drei Minuten direkt zur Schule. An der Schule vorbei, fünf Minuten weiter durch eine Grünanlage lag das Freibad. Zunächst hatte ich nicht viele Freunde, so besuchte ich das Bad allein und machte fleissig Schwimmübungen im Nichtschwimmerbecken. Blitzschnelle Assoziation mit diesem Bad: Jahre später: Ich bin etwas vierzehn, komme aus dem Bad, ein paar Schritte entfernt von mir geht ein etwas älterer Junge mit einem tragbaren Radio – wie sie damals üblich waren – auf der Schulter. Aus dem Radio tönt laut "House of the rising sun" von den Animals.

Das Haus, in dem wir wohnten, war vierstöckig. Das Untergeschoss wurde ganz vom Textilgeschäft meiner Tante eingenommen und daneben einer Durchfahrt für den Bäcker, der seinen Backwarenladen im Nebenhaus hatte. Jetzt fällt mir gerade ein, wie empört die ganze Nachbarschaft war, als eines Tages schockhaft der Preis für ein Brötchen von fünf auf sechs Pfennig angehoben wurde. Aber zurück zur Wohnung. Im ersten Stock über der Durchfahrt lag das Schlafzimmer meiner Grossmutter und von mir. Es gab keine Zentralheizung und in dem Zimmer auch keinen Ofen. Wir behelfen uns mit einer – heisst es Radiator? - elektrischen Heizung, die aus einer Metallschüssel bestand und Drähten darin, die glühten und diese Hitze wurde vom Metall reflektiert und strahlte Wärme etwa einen Meter in den Raum aus. Wenn es winterlich kalt war, wechselte man die Kleidung am besten direkt vor dieser Heizung. Ein Stock höher lag das Wohnzimmer meiner Grossmutter und das kombinierte Wohn- und Schlafzimmer meiner Tante, das Bad und die Küche, die ich eben zum Tierheim umfunktioniert hatte.

Dieses gemeinsame Schlafzimmer mit der Grossmutter war sicherlich nicht mehr geeignet, als ich mit vierzehn Jahren in die Pubertät kam. Aber dann dauerte es auch nicht mehr lange, bis sich die Wege von uns dreien trennten.

Es konnte recht gemütlich werden in dem kleinen Zimmer. Abends, nach dem Zubettgehen, las mir meine Grossmutter aus der Ohlauer Heimatzeitung vor. Ich liebte die Gedichte im schlesischen Dialekt, die zu der Zeit noch geschrieben wurden, die ich dann ausschnitt und sammelte. All das hatte nichts mit nationalistischer oder patriotischer Heimattümelei zu tun. So können nur Menschen reden, die nie den Verlust der Heimat erlebt haben und in ihrer Arroganz auch gar nicht fähig sind, sich da hinein zu versetzen. Etwas später nutzte ich dieses Zimmer als Rückzugsort, in dem ich auf dem Bette sitzend begann Spanisch zu lernen – warum Spanisch weiss ich nicht mehr. Und kurz darauf war es Färingisch, die Sprache der Färöerinseln, wofür die Wikingersagen verantwortlich gewesen sein mögen, die ich neben den griechischen Sagen las.

Erinnerungen, die sich beim Gedanken an die Wohnung sofort eine an die andere reihen: Ein Knall auf der Strasse. Ich stürze ans Fenster und sehe unten im Rinnstein einen Mann liegen, um den sich schnell eine Blutlache bildet. Ich hatte nie Blut sehen können. Erst als Krankenwagen und Polizei da sind, gehe ich mit zitternden Knien die Treppe hinunter und höre aus den Gesprächen der Menschen, die sich um den Mann versammelt haben, dass dieser auf dem 70 bis 80 Meter entfernten Zebrastreifen von einem Wagen erfasst wurde. Ein Polizist fragt mich, ob ich weiss, wo es in der Nähe Asche gibt. Ich hole einen Eimer Asche von dem Ascheneimer hinter dem Haus und der Polizist streut die Asche über die grosse Blutlache, sobald der Mann in den Krankenwagen gehoben wurde. Später höre ich, dass er schon tot war. Auf der Ecke der kleinen Strasse, die zu meiner Schule führt, liegt ein Kino, so wie sie damals noch überall vorhanden waren. Einmal sah ich einen Film, dessen Namen ich vergessen habe, aber von dem mir eine Szene immer noch vor Augen erscheint. Ein Mann, der sich auf der Flucht befindet, versteckt sich in einer manngrossen Öffnung in einer Mauer. Ein anderer, ein angeblicher Freund, sieht ihn dort verschwinden und sticht immer wieder mit seinem Degen in das Loch, wo das um Gnade winselnde Opfer verblutet. In seiner hilflosen Situation war er dem Mörder draussen vollständig ausgeliefert.

Für meinen Geburtstag – ich weiss nicht mehr welchen – hatte ich einen bestimmten Wunsch – auch was das war, weiss ich nicht mehr. Erinnern kann ich mich nur noch daran, dass meine Tante aus dem Laden hochkommt und mir sagt, die Oma liege im Krankenhaus. Auf dem Weg zu dem Geschäft, in dem sie mein Geschenk kaufen wollte, war sie von einem Motorrad beim Überqueren der Strasse angefahren worden. Mehrere Wochen stand es schlimm um sie. Mein Leben lang hat mich seitdem die Angst begleitet, jemanden darum zu bitten, etwas für mich zu erledigen. Ein anderes Ereignis gab es, das anscheinend auf mein späteres Leben gewirkt hat, dessen Folgen ich aber nicht so genau interpretieren kann, wie das vorher genannte. Sicherlich war ich durch die Trennung von Eltern und Geschwisten als Kind in meinem Selbstverständnis und Selbstbewusstsein beeinträchtigt. Im allgemeinen nimmt man mich als zurückhaltenden Menschen wahr, was zum Teil Schüchternheit ist, zum Teil auch ein abwartendes Verhalten, das mich daran hindert, Situationen vorschnell zu beurteilen. Ich besuchte als etwas vierzehnjähriger pubertierender Jüngling eine Karnevalsveranstaltung, zu der ich mich auch mehr oder weniger sorgsam verkleidet hatte, und zwar als Cowboy mit Maske. Als ich mich einem Mädchen näherte, in welcher Absicht, weiss ich nicht mehr, bat sie mich, die Maske abzunehmen, was ich dann auch tat. "Setz sie lieber wieder auf!" war ihre spontane Reaktion. Das war tief kränkend, was ich mir als Cowboy natürlich nicht anmerken liess. Aber in wieweit das mein Vertrauen in Frauen beeinträchtigt hat, kann ich nur vermuten. Meinem Selbstbewusstsein war es sicher nicht nützlich.

Wie oben angedeutet, war der Besuch des Gymnasiums für mich keine Freude. Ich vermag nicht recht zu sagen, womit das zusammenhing. Für kaum ein Fach konnte ich ein rechtes Interesse aufbringen. Ich kam schon müde in der Schule an. Zu der Zeit gab es eine Bezeichnung für Schüler wie mich: Fahrtschüler. Gemeint war damit,

dass ich mit einem öffentlichen Verkehrsmittel zur Schule fuhr. Zunächst musste ich aber etwa zehn Minuten bis zur Strassenbahn zu Fuss gehen, dann mit der Strassenbahn zum Vorstadtbahnhof in Bochum-Langendreer fahren um dort entweder einen Zug zum Hauptbahnhof von Bochum zu nehmen oder einen anderen zum Nordbahnhof. Meine Abneigung gegen das Gymnasium ging so weit, dass ich mich freute, wenn der Zug Verspätung hatte, was nicht selten vorkam und somit wenigstens einige Minuten des Unterrichts für mich ausfielen, besonders wenn in der ersten Stunde Latein auf dem Stundenplan stand. Wie ist das im Nachhinein zu erklären?

Neben Kunst, dem einzigen Fach, in dem ich je eine eins bekam, interessierten mich fremde Völker, fremde Kulturen (in der Quinta wollte ich ein Handbuch über ägyptische Götter schreiben. Als ich das dem Lehrer sagte, sah er mich nicht einmal an) und damit auch fremde Sprachen. Latein vernachlässigte ich ganz, während ich zuhause wie schon erwähnt - das archaische Färingisch paukte, für das ich mir auf dem Weg über den Bertelsmann-Lesering, in dem meine Grossmutter Mitglied war, eine Grammatik beschaffte und ausserdem Spanisch und kurz darauf Dänisch. Das Interesse an den nordischen Sprachen wurde durch nordischen Sagen in Zusammenwirken mit den skandinavischen Inseln im Atlas angeregt, auf denen ich kleine Staaten gründete, wobei es mir die vielen Inseln vor der norwegischen Küste besonders angetan hatten. Ausserdem war eines der ersten Bücher, das ich mir gewünscht hatte, ein grossformatiger Band über Nordfriesland, der auch einen Artikel über die nordfriesische Sprache enthielt, den ich mehrmals hintereinander aufmerksam studierte. Alle dort beschriebenen Dialektunterschiede des Nordfriesischen, das Festlandfriesisch, das Amrumer, die Halligdialekte sog ich gierig in mich auf.

Latein dagegen war eine Qual, obwohl es nicht einmal einen Dual besitzt wie das Friesische. Ich erinnere mich wie ich einmal, als ich vom Gymnasium am frühen Nachmittag nach hause kam, mehrmals kräftig gegen die Stufen im Treppenhaus trat, in der Hoffnung, mir dadurch einen Fuss zu brechen. Und im Regen trat ich absichtlich in tiefe Pfützen, in der Hoffnung, nasse Füsse zu bekommen und mich dadurch so zu erkälten, dass ich ein paar Tage zuhause bleiben konnte.

Es gibt über jenes altsprachliche, bzw. "humanistische" Gymnasium einiges zu erzählen, das durchaus als aktuell bezeichnet werden kann. Insbesondere was die Religion in Zeiten der Islamophobie und der Diskussion darum betrifft. Nicht, dass ich den Islamismus, Salafisten und IS runterspielen will – um Himmels willen. Denn meine Abneigung gegen Religion habe ich wohl schon – hoffentlich – deutlich genug gemacht. Eines der Probleme an meinem Gymnasium betraf die Konfessionsunterschiede. Es war eine katholische Schule, an der wir protestantischen Schüler eine Minderheit waren. Als solche hatten wir den Klassenraum für den Religionsunterricht zu verlassen und mussten uns mit den protestantischen Schülern der Parallelklasse in einem kleinen Raum versammeln. Das Schlimme und nachhaltig Wirkende war allerdings nicht, dass auch unser Religionslehrer uns das Wissen mit

der Faust einbläute, also durchaus wie die Lateinlehrer, sondern dass unsere katholischen Klassenkameraden uns unter Beschimpfungen aus dem Klassenraum jagten, wobei sie unsere Schultaschen uns hinterherwarfen, am liebsten direkt ins Kreuz: "Haut ab! Ihr Scheissprotestanten! Verpisst euch!" Nun gut, wir wurden weder gekreuzigt noch geköpft, aber im oben bleibenden Kopf nahmen Gedanken Form an, die Religion zu einem zukünftigen Problem machten.

Anstatt dem Religionsunterricht zu folgen, beschäftigte ich mich zuhause lieber selbst mit dem Lesen der Bibel oder des Korans. Die versinnlichten, krampfhaften Auslegungsversuche einiger mystischer Erzählungen liessen mich schon damals den Kopf schütteln. Der unausweichlich bevorstehende Tod und damit die Vergänglichkeit aller Daseinsformen – wie es im Buddhismus – ausgedrückt wird, versuchte ich, mir durch eine praktische Übung bewusst zu machen: Lange Zeit konnte ich im Sessel sitzen, mit einer tickenden Uhr vor mir und vorrückendem Sekundenzeiger. Auf diesen starrte ich und wiederholte immer wieder leise: "...und wieder eine Sekunde des Lebens vorbei...und wieder eine Sekunde des Lebens...und wieder eine Sekunde des Lebens vorbei..." Damals wusste ich noch nicht, dass in buddhistischen Schriften Methoden empfohlen werden, sich die Vergänglichkeit vertraut zu machen, da das blosses Reden über sie ja nur um eine Binsenweisheit geht, aber nicht zu einem Leben in Selbstverständlichkeit und Aussöhnung mit der Todesgewissheit führt.

Meine Tante hatte eines Tages etwa zu der Zeit eine äusserst luxuriöse Anschaffung gemacht: einen Schwarzweissfernseher. Die Inhaber des Elektrogeräteladens drei Häuser weiter waren gute Kunden im Geschäft meiner Tante, also kam kein anderes Geschäft in Frage, wir mussten dort auch einkaufen. In dieser Weise spielt sich das Einkaufen nach wie vor in Zypern (warum Zypern? Das wird bald klar) ab, wo man kauft, wen man unterstützen will, sei es aus familiären oder politischen Gründen, aber auch dort wird damit mit zunehmendem Bau von Supermärkten bald Schluss sein.

Ein Programm gab es nur. Aber das war teilweise bewusstseinserweiternd – jedenfalls für mich. Ganz so anspruchslos, ja, gradezu verblödet wie die Mehrzahl der heutigen Programme war es nicht. Gibt es wirklich so Degenerierte und Perverse, die sich die Geissens oder die Katzendubel oder wie sie heisst ansehen? Neben lustigen Darstellern wie Heinz Erhard, dessen Höhepunkt gerade war und Frankenfeld, die das Alltagsgrau der Nachkriegsdeutschen etwas aufhellten, erinnere ich mich an die Nachrichten, die auf mich den grössten Eindruck machten, die letzten Monate des Algerienkrieges, als Frankreich durch massloses Blutvergiessen, Foltern und Hinrichten Algerien weiter an sich ketten wollte. Die Berechtigung der Algerier, um ihre Freiheit zu kämpfen, wurde wohl auch in Deutschland eher als Unverschämtheit angesehen.

Nicht aus dem Fernseher, sondern aus den Illustrierten, die wir wöchentlich durch einen Lesering ins Haus geliefert bekamen (denn wer konnte sich schon leisten, Illustrierte wöchentlich zu kaufen?), erfuhr ich von den unglaublichen

amerikanischen Atombombenversuchen im Pazifik. Anfang 1954 wurden einige Inseln des Bikini-Atolls evakuiert. Am 1. März zündeten die USA dort eine Atombombe, die die tausendfache Sprengkraft der Hiroshimabombe hatte. Viele Insulaner auf den umliegenden Inseln wurden verstrahlt und ungezählte (jedenfalls inoffiziell) sind bis heute an Krebs gestorben. Der zulässige Höchstbelastungswert in deutschen Atomkraftwerken liegt bei 1,5 REM pro Jahr. Die Insulaner und japanische Fischer, die damals auf See waren, waren einer plötzlichen Einwirkung von 20 000 REM ausgesetzt. Es sei nur noch die Erklärung des zuständigen US-Ministeriums zitiert, bevor ich aufs Papier kotze, das knapp zu werden droht, wenn ich weiter so oft auf Politik eingehe. Die Inselbewohner seien die beste verfügbare Datenquelle zum Transfer von Plutonium, das von einem biologischen System durch die Darmwände aufgenommen wurde, hiess es. Na gut, dann haben sich wenigstens die Leiden all der Menschen, Tod, Krebs, Verlust der Heimat gelohnt!

In einem Alter von jetzt 72 Jahren werde ich nie über das dämliche Geschwätz von "unseren amerikanischen Freunden" hinwegkommen, idiotischer und dreister geht es nicht mehr. Solche Aussagen werden von "Rationalisten" mit der Notwendigkeit von Heuchelei in der Diplomatie zugunsten des eigenen Staates gerechtfertigt. All dieser Heuchelei und Verlogenheit war ich mir damals im Alter von 10 oder 11 Jahren natürlich nicht bewusst, aber was ich damals daraus ableitete – und aus vielen anderen Erfahrungen, war das Verlangen, von jeder Art Nationalismus und dem nicht weniger gefährlichen Patriotismus, abzurücken und andere Kulturen kennenzulernen. Als ich mich einen Tag vor meinem 16. Geburtstag auf meine erste selbständige Reise machte, über Dänemark nach Norwegen, war das der Abschied von der bürgerlichen Welt und der Beginn einer lebenslangen Suche nach Wahrheit und Ehrlichkeit.

Unna-Massen ist der Vorort eines kleinen Städtchens am östlichen Rande des Ruhrgebiets. Der Umzug vom aschgrauen Bochum-Werne war also nicht weit. Das dreistöckige Haus lag an der Massener Hauptstrasse, mit dem Textilladen, den nun meine Mutter führte, im Parterre; darüber die Wohnung mit nur zwei Zimmern, Bad und Küche, eine Ecke des Wohnzimmers war durch eine gläserne Schiebetür abgeteilt vom Wohnzimmer. Diese ca 5 qm waren mein Domizil.

Für meine Schwestern war ein Gartenhäuschen in der Nachbarschaft angemietet worden. In meiner Nische hinter der Schiebetür gab es eine Couch, auf der ich schlief und das wichtigste Einrichtungsstück: ein Bücherregal. Darin standen meine wahren Schätze. Erinnern kann ich mich an die deutsche Übersetzung des Korans, die wohl immer noch irgendwo in zweiter Reihe steht; zu meiner wichtigsten Lektüre aber gehörte in meinem Kämmerlein Frantz Fanons "Die Verdammten dieser Erde", das 1961 im Original erschienen war und in dem der afro-französische Psychiater und Philosoph für uns damals quasi ein antikolonialistisches Manifest verfasst hatte. Mit "uns" meine ich uns junge Leute jener Zeit, in der wir die ersten Platten der Rockgruppen spielten, die, teils durch ihre Texte, teils durch ihr Verhalten, uns den

Mut gaben, anders zu sein, als der "Anstand" der ordentlichen Gesellschaft es von uns forderte. Als wir also ganz ganz sachte anfangen kritisch zu denken. Dass mir damals noch die Nachrichten über die französischen Schlächtereien in Algerien bis 1962, die ich als Kind in unserem soeben angeschafften Fernseher gesehen hatte, weist darauf hin, wieviele Faktoren in jenen frühen 60er Jahren zusammenkamen, die ein nicht sonderlich abgestumpftes Hirn zum Reagieren bringen mussten. Insbesondere wenn dieses Hirn im Kopf eines Jugendlichen war, der mit den Ungleichheiten, also Ungerechtigkeiten der Nachkriegszeit gross geworden und von ihr geprägt war.

Und dann kam der Vietnamkrieg. 1965 liess der amerikanische Präsident Nord-Vietnam bombardieren und diese Bestialitäten wuchsen sich zu einem Gemetzel aus, das sich die heutige, wohlbehütete Generation, deren grösste Sorge ihre bescheuerten iPads, Smartphones und Apps sind, und die ältere Generation, die nie gelernt hat, sich von Politikern nicht einwickeln zu lassen, heute nicht vorstellen können. Wir waren so weit weg, aber die Distanz nimmt nichts vom Schmerz, Mitleid und Wut, wenn man brennende Menschen sieht, nackte Kinder, die mit vor Entsetzen geöffneten Mündern um ihr Leben rennen. Das Massaker amerikanischer Soldaten im Dorf My Lai, in dem 1968 504 Zivilisten, Greise, Kinder und Frauen, die vorher vergewaltigt wurden, massakriert wurden. Jetzt, 46 Jahre danach, fällt mir das Schlucken immer noch schwer, wenn ich daran denke, dass die Verbrecher, die diese unschuldigen Menschen abschlachteten, in den USA ihr Leben in Sicherheit zuende führen können, während man Afrikaner, die sich solcher Verbrechen schuldig machen, vor Kriegengerichte stellt.

Und dann war da noch ein Buch von Che Guevara in meinem Regal. Ich brauche eigentlich nicht zu erwähnen, wie sich die Ignoranten heute über ihn lustig machen. Ja, der Kommunismus ist gescheitert, und Guevara war in mancher Hinsicht ein unrealistischer Träumer, aber es ging eben auch um die Diktatoren und da hatte man mit dem von den USA finanzierten Diktator Batista ja gerade einen Erfolg gehabt, der unter der Führung auch Che Guevaras verjagt worden war. Wie dem auch sei, Guevara war prädestiniert, eine Ikone zu werden, für den Widerstand gegen soziale Ungerechtigkeit und wenn es um Gerechtigkeit geht, ist es mir scheisseegal wie klischeehaft das klingt. Und dann war da noch Kerouacs "On the road". Auf der Strasse zu leben, dahinzuziehen, aus Überzeugung, war damals in Europa noch nicht so verbreitet wie in Amerika. Indien, Goa, Nepal waren das Ziel einiger weniger, von denen kaum jemand gehört hatte. Kerouacs Buch, die Ideologie dahinter, der einige junge Leute folgten, wurde als Eskapismus angesehen. Was es keineswegs war. Es war ein Gegenentwurf zum dominanten Lebensstil der Anpasstheit, ein Versuch seine Individualität gegen die autoritäre Bürgerlichkeit, die geistig träge und kritiklos macht, durchzusetzen. Und damit hatte sie mit einem passiven Eskapismus nichts zu tun, sondern verlangte im Gegenteil aktive Stellungnahme, Phantasie und Kreativität. Diese Eigenschaften wurden in den unterschiedlichen Formen des alternativen Lebens gefordert, im Zusammenleben in der Wohngemeinschaft, wie beim Herumziehen auf der Strasse, den weiten Wegen, oft durch fremde Länder. Die

Impulse dazu, solche alternativen Lebenswege zu beschreiten, sahen sicher von Person zu Person anders aus.

Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich glaube, zu jener Zeit las ich auch noch Karl Mai. Mit Vorliebe die Bände, die in Asien spielten. Das denkfaule, verheuchelte bürgerliche Leben und die Umstände unseres Familienlebens forderten Flucht und Widerstand geradezu heraus. Wenn ich auch niemanden kannte, der gewagt hatte, sein Zuhause zu verlassen, so waren doch die Musiker jener Zeit, die der sogenannten Beatmusik, eine Ermutigung, den Weg der Unangepasstheit zu gehen.

Dies war noch vor den 1968er Ereignissen. Die Entwicklungen, die sich damals abzeichneten, führten allerdings dahin. In einem rückblickenden Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung schwadronierte ein "Journalist" 2003 wie folgt: "Neben dem marxistischen Kollektivierungs- und Simplifizierungsdiskurs existierte ein sehr viel kreativerer Diskurs rebellischer Selbstbewusstwerdung, der sich seit den frühen sechziger Jahren aus den anarchisch-avangardistischen Subkulturen speiste und poetologisch langfristig wirksam wurde". Wenn wir damals diesen Satz gelesen hätten, hätten wir uns vor lachen in die Hose gepinkelt. Oh Mann, glaub es einfach, es ging ganz einfach um die Sehnsucht nach Freiheit und Ehrlichkeit. Das braucht man nicht in diesem superintellektuellen exhibitionistischem Feuilletonstil dahinsudeln. Ein paar Zeilen weiter kommt es noch dicker: "Zur Dekolonisierung des eigenen Ich und zur Erlangung der von Reimut Reiche dringend empfohlenen "neuen Sensibilität" boten sich Rauschmittel an, die den Grössenwahn förderten und dem Ich eine geradezu göttliche Perspektive verschafften". Ich weiss ja nicht, auf welcher Droge gerade dieser Typ war, als er dies schrieb, aber von den Wirkungen des Haschisch hatte er keine Ahnung. Von dem ruhigen Wohlgefühl, der geniessenden Freude an allem Schönen. Auch vom Opium spritzen weiss der nichts. Dem schlaffen Träumen nach dem Schuss. Ganz ohne Grösse und Wahn und schon gar nicht göttlicher Perspektive, mit der allerdings anscheinend dieser Feuilletonist geschmiert hat.

Eines Tages packte ich meinen Seesack, den ich wohl dort gekauft hatte, woher auch mein Parker und der Daunenschlafsack stammten. Ich kann mich noch daran erinnern, wie schwer es mir fiel, den Seesack auf den Rücken zu hieven. Und von hier bis Paris habe ich vielleicht nur eine einzige Erinnerung, wenn sie denn von dieser Reise ist. Sie scheint zudem sehr banal, aber ich muss sie trotzdem aufschreiben, weil sie mir oft in den Sinn kommt, ohne dass mir bisher bewusst wird, wodurch diese Erinnerung ausgelöst wird.

Ich gehe, mit dem Seesack auf dem Rücken auf dem rechten Bürgersteig einer breiten Strasse aus einem französischen Ort hinaus. Die Strasse steigt leicht an und das Gehen fällt mir schwer. Ab und zu blicke ich etwas zurück über die Schulter zur Strasse auf den nicht allzu dichten Verkehr, dessen Geräusch ich jetzt beim Schreiben im Ohr habe. Da gab es nichts, das meine besondere Aufmerksamkeit erregt hätte. Aber ich empfinde ein Gefühl der Freiheit, so sehr, dass ich noch jetzt tief durchatme,

wenn ich die ansteigende Strasse mit dem breiten Bürgersteig vor mir sehe. Deutschland liegt hinter mir und Paris jedenfalls vor mir, auch wenn ich keine Erinnerung mehr daran habe, wie diese Stadt hiess. Weiter ausserhalb der Stadt stelle ich mich an den Strassenrand und halte den Daumen raus. Man lernte schnell, darauf zu achten, dass Autos, die einen eventuell mitnehmen wollten, auch ohne grössere Probleme halten konnten.

Wenn man dann in einer Stadt eintrifft, gibt es einige prinzipielle Fragen, die sich hauptsächlich um das Problem drehen, wo man übernachten soll. Auf der Strasse ohne Geld zu leben und an unbekanntem Orten zu überleben, setzt einige Eigenschaften voraus, von denen die wichtigste sicher Bescheidenheit ist. Da Hotels nicht in Frage kommen, muss man den Ort finden, an dem sich Gleichgesinnte also Gleichbescheidene, eine Örtlichkeit gefunden haben, an der sie sich so sicher fühlen, dass sie bleiben können.

Gerade fällt mir auf, dass ich die letzten Absätze im Präsens geschrieben habe. Offenbar trägt mich der Gedanke an die Freiheit hinweg, obwohl ich am Schreibtisch sitzend in den schwedischen Frühsommer mit windigem Sonnenschein hinausblicke in die Hortensien, die gerade Knospen ansetzen und somit keinen Grund zur Flucht habe. Aber darauf komme ich später zurück.

Ich landete später an der Seine. Nun rast der Verkehr auf beiden Ufern, damals war es weitaus ruhiger. Besonders auf der Ile de la Cité, wo sich die jungen Menschen trafen, deren Beschreibung so schwierig ist. Warum ist sie das? Weil alle Begriffe, die sie als Einheit beschreiben wollen, an den individuellen Hintergründen dieser Menschen scheitern. Dass alle mehr oder weniger "ungepflegt" aussahen, längere Haare hatten, als gesellschaftlich akzeptabel, teilweise unrasiert oder gar mit Bart, lag natürlich an den Lebensumständen, dem Leben im Freien – oder jedenfalls überwiegend. Aber da endete schon die Gemeinsamkeit. Denn da waren jene, die aus den oben genannten Gründen die Schnauze von der selbstsatten Gesellschaft voll hatten und die man heute Aussteiger nennen würde, da waren jene, die die reine Abenteuerlust immer weiter trieb, da waren jene, die von privaten Missgeschicken aus der Bahn geworfen waren und schliesslich jene, bei denen mehrere dieser Gründe zusammenkamen – wie bei mir.

Diejenigen, die von Schicksalsschlägen auf die Strasse getrieben worden waren, gehörten allerdings oft einer anderen Gruppe an. Das waren die Clochards, deren Territorium nun von anderen "Stadtstreichern" eingenommen wurde. In Film und Literatur oft romatisiert, waren sie meist besoffen und stanken nach Pisse. Sie mischten sich auch nicht mit den in Gruppen am Seineufer sitzenden jüngeren Leuten. Wir sassen meist in kleinen Gruppen auf der Seite der Ile de la Cité rechts der Pont Saint Michel auf der Promenade. Irgend jemand klimperte auf der Gitarre, Weinflaschen kreisten. Zuerst kostete es mich Überwindung, meinen Mund an die Öffnung zu pressen, aus der schon andere, mir unbekannt Menschen getrunken hatten. Dann siegte der Leichtsinns der Freiheit. Es war das typische Klischee der

Hippie-Szene, nur dass man damals noch nicht von Hippies sprach.

Wenn man allein sein wollte, empfahl sich der kurze Fussweg entlang des Flusses zur Ostspitze der Ile zum Vert Galant, einem kleinen Park, der das Ende der Insel bildet. Hinter der Reiterstatue Henri IV geht es die Treppen hinunter in eine Grünanlage mit alten Bäumen, Trauerweiden, deren dünne Zweige in die Seine hängen und in einer frischen Brise das Wasser kräuseln lassen und dann das Pissoir. Dieser kleine Park hat viele Künstler angeregt, selbst auf der Luftpostbriefmarke, von Pierre Gandon graviert, ist sie prominent als Beginn der Ile de la Cité abgebildet.

Herrlich war es bei gutem Wetter dort auf der steinernen Einfassung zu sitzen, weiter rechts über die Seine der Louvre, die fern pulsierende Stadt um einen herum und doch weit weg. Nirgends in Paris als auf dieser Ecke, die im 19. Jahrhundert sogar einmal öffentliches Schwimmbad war, liess es sich so entspannt gammeln. Dazu trugen die über einem hängenden Zweige der Trauerweiden bei, das ferne Summen, das an Leben im Traum erinnerte, der frische Wind, der über die weite Wasserfläche Himmel und Erde zusammenbrachte.

Aber ich kann das Kapitel "Paris" nicht abschliessen ohne Françoise zu erwähnen, eine junge Frau, wenige Jahre älter als ich und Kunststudentin. Wir begegneten uns auf einer Brücke über die Seine. Sie fragte mich, ob ich ein Hippie sei. Ich weiss nicht mehr was immer ich antwortete, nur noch, dass wir bei Ihr im Bett landeten und ich anschliessend ein paar sehr schöne Wochen in Paris hatte. Als ich Paris verliess, sollten wir uns fast ein Jahr lang nicht wiedersehen, aber das spielte dann auch keine Rolle mehr.

Istanbul

Ich überschreibe dieses Kapitel "Istanbul", obwohl ich dort nie längere Zeit gewohnt habe. Es ist die einzige Möglichkeit, die nächsten fünf Jahre unter eine Überschrift zu bringen. Es hätten hinter Istanbul noch mehr Stadtnamen stehen können, aber ich habe diese Stadt während dieser fünf Jahre als meine Fix- und Orientierungspunkt angesehen und es war insbesondere diese Stadt, die mein weiteres Leben geformt hat, mein Denken bestimmt, meine Interessen gelenkt, meine Ansicht vom Leben gefestigt hat. Ich hatte in diesen Jahren keinen festen Wohnsitz, aber eben einen geistigen Fixpunkt, der das auch noch viele Jahre war, als ich wieder woanders einen festen Wohnsitz hatte. Noch immer schlendere ich in dieser Stadt durch ihre Gassen und an ihren Ufern entlang.

Infolge dessen bezeichnen viele Ortsnamen in diesem Kapitel Aufenthaltsorte, an denen der Aufenthalt wenigstens etwa drei Monate gedauert hat. Das lässt sich aber so genau nicht festlegen, da ich z.B. in manchen Orten mehrmals war oder wie in Toronto länger als drei Monate, ohne aber ein heimatliches Gefühl für die Stadt übrig behalten zu haben. Aber nach dieser Überlegung war auch Paris ein Aufenthaltsort, der erste auf einer langen Reise.

Die ging im Sommer 1966 von Paris aus los, mit einem langen Fussmarsch vom Zentrum an der Notre Dame zur Porte d'Italie, von wo aus die Autos aus Paris heraus auf einer Autobahn gen Süden fuhren. Von der ersten Teilstrecke erinnere ich mich nur daran, dass mich ein Schwuler mitgenommen hatte, der im Wagen Annäherungsversuche machte. Das war mir bereits vorher mal auf der Strecke von Oslo nach Kristiansand und auch einmal in Deutschland passiert, aber so etwas ist natürlich für einen heterosexuell veranlagten jungen Mann eine aufreibende Erfahrung. Jedoch nie ist in all den Jahren als Tramper – oder wie wir es damals nannten: hitch-hiker – ein schwuler Autofahrer mir gegenüber aufdringlich geworden. Es war immer einfach, die Angebote abzuschlagen.

Recht weit vorausgreifend muss ich hier von einem des häufigen Missverständnis erzählen. In der Türkei fuhren damals nicht viele Privatautos weite Strecken übers Land. Dafür fuhr aber kaum ein Lastwagen an einem vorbei. Meine Türkischkenntnisse reichten in den ersten Wochen in der Türkei nicht viel weiter als bis "evvet, ja" und "yok, nein". Mit Verwunderung betrachtete ich jedes mal neben dem Fahrer im Lastwagen sitzend dessen Fingerzeichen, die bei allen Fahrern identisch waren. Das Steuerrad loslassend, rieben sie die beiden Zeigefinger aneinander und wiederholten lächelnd die Wörter "türk alman arkadas, türk alman arkadaş..." Das kam mir verdächtig vor und ich dachte "meine Güte, hier sind alle Lastwagenfahrer schwul". Ich hielt das für eine unzüchtige Geste und Einladung. Es dauerte einige Zeit, bis ich lernte, dass arkadas Freund bedeutet und dass man mir einfach bescheinigte, dass die Türken und die Deutschen Freunde seien. Mein Gott, wenn die gewusst hätten!!! Aber so hatten sie es in der Schule gelernt, insbesondere im Hinblick auf den ersten Weltkrieg. Anfangs irritierte mich die Geste allerdings, solange ich sie falsch interpretierte.

Viel harmloser, aber doch rätselhaft war zunächst auch die Art des türkischen Verneinens. Zwar gibt es das oben genannte Wort "yok", das auch deutlich geäußert werden kann. Oft ist es begleitet von einem kurzen, aber deutlichen Hochziehen der Augenbrauen mit einer lebhafteren Variante, bei der gleichzeitig der Kopf gehoben wird. Oft aber wird nur durch diese Geste, ganz ohne verbale Begleitung, geantwortet.

Aber nun habe ich zu weit vorgegriffen und die Fahrt von Paris übersprungen. Davon ist ohnehin wenig erhalten. Die erste Etappe ging bis Turin. Wenn man in eine neue Stadt kommt, die man nicht kennt und über die man auch vorher nicht erfahren hat, wo dort ein Treffpunkt für Reisende ist, findet man sich am besten zum Zentrum durch, wo der Hauptbahnhof die beste Chance bietet. So fand ich auf dem einem Park ähnelnden Piazza Felice vor dem Bahnhof Porto Nuova eine kleine gemischte Gruppe, von denen einige junge Männer einen Schlafsack dabei hatten. Eine junge Frau stand bei der Gruppe – ohne Schlafsack. Ein hübsches Mädchen. Sicher Italienerin. Kurz darauf erfuhr ich ihren Namen, Aldina. Ihren Nachnamen verrate ich nicht. Vielleicht lebt sie noch. Dann müsste sie so um die 70 sein. Einer der jungen

Männer war der Freund von Aldina, aus Basel stammend, mit – auf schweizerdeutsch richtig ausgesprochen – dem kehlkopfsprengenden Namen Richard Blöchliger. Ricky wurde er genannt und hatte eine angenehme Beziehung zu Aldina, die aus dem kleinen Ort Vigone stammte, wo ihre vermögenden, äusserst bürgerlichen Elten ein grosses Haus hatten, wo ich später zu Gast war und dessen Gemälde und Gobelins durchaus Eindruck auf mich machten.. Ebenso der Rotwein nach dem Frühstück, der mir allerdings zuwider war.

Ricky hatte Basel verlassen, weil es ihm zu klein war, und auch Turin war nicht zufriedenstellend, selbst nicht mit Aldina. Als ich ihm sagte, dass mein Ziel weit im Osten liegen, möglichst in Indien, hielt ihn nichts zurück. Wir standen nun gemeinsam am Strassenrand. Durch ein fröhliches Italien ging es per Anhalter in den Süden nach Brindisi. Anfangs war es weniger interessant, keine sonderlich interessanten – Städte, die zigtausenden von Touristen, in millimetergenau passenden Abständen am Strand waagrecht aufgereiht, waren zwar ungewohnt, aber zwar ein bleibender, doch kein hinreissender Eindruck.

Das war dagegen die Zwangsarbeit im griechischen Hafenstädtchen Igoumenitsa, wo wir Zementsäcke schleppen mussten, weil Ricky die Überfahrt von Italien mit einem ungedeckten Scheck bezahlt hatte. Zwar war unser erstes grosses Etappenziel Istanbul gewesen, aber aus mir nicht erinnerlichen Gründen landeten wir dann in Athen. Wenn die Akropolis nicht wäre, wäre Athen eine gesichtslose Massenansammlung von unansehnlichen Häusern, irrwitzig fahrenden Autos und fluchenden Menschen. Das ist wohl jetzt etwas übertrieben, aber meine Erinnerung ist auch von späteren Erlebnissen geformt, deren Manipulation ich nicht mehr ganz durchschauen kann. Viele Jahre später, auf einem unserer Flüge nach Zypern, blieb ich am Flughafen zurück, weil ich keine Lust auf die Stadt hatte, während meine Frau die Chance der langen Umstiegszeit wahrnahm um eine Freundin in Athen zu besuchen. Sie nahm ein Taxi und erzählte mir bei ihrer Rückkehr, dass der Taxifahrer Schwierigkeiten hatte, die Adresse zu finden und in einem Fort nur fluchte: "Verdammte Scheisse, wo ist den diese Scheissadresse? Verdammte, verfluchte Scheisse!" Aber so war mein Eindruck schon in dem Sommer 1966.

Wir richteten unseren Schlafplatz im Wäldchen unterhalb der Akropolis ein, wo wir zwei Wochen blieben, weil Ricky krank wurde. Ich ging betteln, spendete Blut gegen einen willkommenen Obolos (οβολος antike griechische Silbermünze, ein Sechstel einer Drachme; weiss ich von meinem späteren Stiefsohn, der antike Münzen sammelte) und so waren wir bald fit für die nächste Etappe: Istanbul.

Keine Elefanten, keine Dromedare, wie man uns erzählt hatte, sondern wieder chaotischer Verkehr, stinkende Lastwagen, tausende von Pferdekutschen, deren arme Zugtiere in den Auspuffgasen sich Katarrhe, Lungenkrebs und Vergiftungen holten. Aber: Die breite Hautstrasse, der Divanyolu. „yol“ bedeutet „Weg“, dies war die Strasse, über die die Regierungsmitglieder an der Hagia Sofia, der „Heiligen Wahrheit“ vorbei zum alten Sultanspalast, dem Topkapı Saray, zur Versammlung

zogen. Rechts davon, einige hundert Meter über das alte Hippodrom, also Pferderennplatz, erhebt sich die Blaue Moschee, von Sultan Ahmet 1616 erbaut, die einzige mit sechs Minaretts. Links hinter der Hagia Sofia erstreckt sich über einen steil abfallenden Hügel der Topkapı Saray. Der Blick von dessen Ostrand lässt schmerzhaft Vorstellungen von alten Zivilisationen in der schönsten Stadtlandschaft der Welt aufsteigen.

Auf drei Seiten eingerahmt vom Wasser, dem Goldenen Horn, dem blauen Bosporus, dem ebenso blauen Marmara Meer. In diesem schweben vor der Südküste des anatolischen Teiles von Istanbul die Prinzeninseln auf dem Wasser. Wer in Istanbul war, aber nie vom Saray auf die Stadt geblickt hat, weiss nicht, wie wirksam der Zauber dieser Stadt ist. Gesehen von hier vergisst man alles Elend, das sich hinter der Kulisse verbirgt. Da muss ich an den dänischen Orientalisten Johannes Østrup denken, der sich von 1891 bis 1893 im Nahen Osten aufhielt und von Damaskus quer durch Anatolien über Istanbul auf einem Schimmel zurück nach Kopenhagen ritt. Ich übersetze gerade Teile seines Reiseberichtes und diese Passagen in einen Artikel einzubauen. Also, warum zitiere ich nicht einige seiner Beobachtungen zu Istanbul? Sein Buch „Skiftende Horisonter, also Wechselnde Horizonte“ ist 1894 erschienen. „Ich weiss kaum selbst, was ich über Konstantinopel sagen soll. Aber es wäre ja bedauerlich, gar nichts über Konstantinopel zu schreiben. Andererseits ist schon so viel darüber geschrieben worden, dass man nicht weiss, was man noch hinzufügen soll.“ Mit diesem Gedanken war er nicht allein, aber dann fällt ihm doch einiges ein: „Stambuldampfer stampfen gemütlich mit Hunderten von Menschen an Bord zu den gemütlichen Inseln. Es ist Sonntag. Und alle Europäer, Griechen und Levantiner in Konstantinopel nutzen den Tag gern zu einem Ausflug auf die Prinzeninseln....Stambul mit seinen himmelwärts strebenden Minaretten und dem Goldenen Horn und Galata mit dem Feuerturm und das amphitheatergleiche Pera mit dem grossen Garten der englischen Gesandtschaft auf dem Gipfel. Konstantinopel ist einfach wunderbar (vidunderligt), aber von nirgends hinreissender als von den Hügeln auf der asiatischen Seite aus gesehen...“ Er bemängelt, dass Istanbul/Konstantinopel stereotyp nach dem gängigen Schema beschrieben wird, weil es nun einmal als orientalische Stadt abgestempelt ist: malerisch, aber schweinish, interessant zu besuchen, aber grauenhaft, sich da aufzuhalten. Aber dem setzt er entgegen: Konstantinopel ist nicht länger orientalisches und ebenso wenig europäisch, es ist international.

Aber wir waren noch im Topkapı Saray, dem alten Sultanspalast. Hier ist der Stadtteil Sultan Ahmet, nach der von ihm gebauten Moschee genannt. Kurz bevor man über den Divan Yolu zu diesem Stadtteil kommt, fährt man am Haupteingang der Universität Istanbul vorbei, an der ebenfalls nach einem Sultan benannten Bayezit Moschee, dem von der Strasse aus verborgenen Sahaflar Çarşısı, dem Antiquitätenbasar, der heute nicht nur alte, sondern auch moderne Bücher verkauft und wo in manchen Läden auch Abbildungen aus alten Büchern gerissen und verkauft wurden, oder arabische Kalligraphie, die wohl billig im Iran hergestellt wurde und vielleicht noch wird. Und dann liegt links eine weitere Perle Istanbuls, der

Bedeckte Basar, mit Eingängen von mehreren Seiten, die nachts verschlossen werden. Auf Reiseseiten im Internet wird heute davor gewarnt, dass heute die Verkäufer die Touristen übers Ohr hauen. Das ist eine Übertreibung. Wenn ein Händler eine Handtasche für 600 Lira nicht verkaufen will, aber in einem anderen Laden bekommt man sie für 500 Lira, ist ersterer noch längst kein Abzocker. Feilschen ist Jahrhunderte lang fester Bestandteil des Handels gewesen und macht den Kauf identisch.

Gegenüber des Basars, auf der anderen Seite des Divan Yolu, geht es durch schmale, steile Gassen hinunter durch den Stadtteil Kumkapı, in denen die Essgerüche aus zahllosen Restaurants und Garküchen jeder Größe den Speichelfluss anregen. Damals war für mich das Interessanteste in diesem Viertel die gespürte Gegenwart der Multikultur des Osmanischen Reiches, hier, wo die ersten armenischen Kirchen 1461, also nur sieben Jahre nach der türkischen Eroberung Konstantinopels gebaut wurden. Die Eroberung der Stadt durch die islamischen Türken und besonders die grauenhaften Kreuzzüge haben der Nachwelt ein völlig falsches Bild von der Toleranz der türkischen Gesellschaft vermittelt. Eine der ersten Tätigkeiten des Sultan Mehmet II war die Einsetzung eines neuen griechischen Erzbischofs in Konstantinopel und, nur als ein weiteres Beispiele, war es der türkische Sultan, der die von der christlichen Reconquista in Spanien vertriebenen Juden in seinem Reich aufgenommen hatte. Das sogenannte Judenspanisch hat bis heute überlebt.

Zusammen mit der griechischen Minderheit, die bis Anfang des 20. Jahrhunderts gar nicht so klein war, hat sich auch die armenische Gemeinde besonders nach dem durch die Zypernkrise ausgelösten Pogrom von 1955 erheblich reduziert. Der griechische Schriftsteller Makaris, der in Istanbul geboren und aufgewachsen ist, gibt in seinen Kriminalgeschichten einen interessanten Einblick in die Geschehnisse dieser Zeit. Kumkapı ist heute ein lautes, buntes, betrunkenes Vergnügungsviertel und nicht mehr meine Welt. So war jedenfalls der Stand der Dinge, als ich 2006 zum letzten mal in Istanbul war.

Sinnbetörende Gerüche, die noch zu meiner Welt gehören, gibt es aber, wenn man vom Geschlossenen bzw. Bedeckten Basar in die andere, entgegengesetzte Richtung geht, auch hinab, aber nun in Richtung Goldenes Horn. Wieder durch schmale Gassen, die immer noch zum Basar gehören, allerdings hier nicht mehr bedeckt sind. Kurz vor der Yeni Cami, der „Neuen Moschee“ von 1663 kommt man durch die Duftwolke des sogenannten Ägyptischen Basars, Hier sind alle denkbaren Gewürze offen zu kaufen und kitzeln die Nase, trockene Minze, Paprika, Petersilie, Kreuzkümmel, Knoblauch, Zimt, Thymian, Oregano, Koriander usw. Aber in die Gewürzdüfte mischen sich die Süßigkeiten, das Olivenöl, Honig, getrocknete Früchte...und alles schwimmt in einem Strudel von Düften, so wie die Sonnenstrahlen durch die Gewölbe tanzen, die durch die wenigen Öffnungen in diesen wieder bedeckten Teil des Basars dringen.

Weiter, an der Yeni Cami vorbei geht es unter einer viel befahrenen Strasse hindurch

zur Galatabrücke, die jetzt nicht mehr dieselbe ist wie in den 60ern, hinüber zum Stadteil Galata, der zum Bezirk Beyoğlu gehört, und in dem schon immer die europäischen, zumeist genuesischen und venezianischen Kaufleute und Diplomaten gelebt haben.

Manchmal bin ich mehrmals am Tage die Yüksekkaldırım, die steile Fussgängerstrasse hinaufgestiegen, die oben in die Istiklal Caddesi mündet, die „Strasse der Unabhängigkeit“, deren alte Strassenbahn, ein Standardbild, wann immer etwas von Istanbul im Fernsehen gezeigt wird, die zwei Kilometer lange Einkaufsstrasse bis zum Taksimplatz fährt. Erst viele Jahre später habe ich mit inzwischen müde gewordenen Beinen die Tunnel-Bahn genommen, die von unterhalb des Galataturmes nach oben fährt und etwa 50 Meter von der Yüksekkaldırım das Tageslicht erblickt. 1875 gebaut, ist sie die zweitälteste U-Bahn der Welt und die kürzeste mit nur 700 Metern, aber sicher auch eine der steilsten. Allerdings wäre ich damals, also 1966 und auch viele Jahre danach, nicht auf die Idee gekommen, Geld für eine Strecke auszugeben, die ich gut zu Fuss gehen konnte.

Die Istiklal entlangehend kann man nach einiger Zeit nach rechts in kleine Seitengassen einbiegen und kommt nach einigen Minuten in den Stadtteil Cihangir. Dieser besteht aus Gassen, die sich parallel zum Hang an diesem entlangziehen, gekreuzt von steilen Gassen, die teilweise aus Stufen bestehen und die im schneeigen Winter den Kindern Höllenfahrten auf dem Schlitten hinab in Richtung Bosphorus erlauben.

Von allen höheren Stockwerken hat man hier den ganzen Hang entlang einen wunderschönen Blick über den Bosphorus auf den asiatischen Stadtteil Üsküdar. Immer wieder kommen mir die Tage in den Sinn, als ich in späteren Jahren als Student der Turkologie in einem Zimmer wohnte, in das es hineinschneite, vor dessen Fenster ich aber stundenlang sass und in das Schneetreiben hinausblickte, das die riesigen Schiffe unten auf dem Wasser zu langsam durch das Halbdunkel gleitenden Schatten machte.

Istanbul auf drei Seiten abhandeln zu wollen ist lächerlich. Wie Østrup schrieb, was soll ich dazu noch sagen, es ist ja schon soviel darüber geschrieben worden. 1966 war nach den ausgiebigen Fussmärschen in alle Richtungen der Stadt immer das Gülhane Hotel mein Refugium. Solange, bis endlich Anatolien lockte, lange Fahrten in Lastwagenkabinen mit jenen deutschfreundlichen Fahrern, Zwischenstopp in Ankara mit Nachtlager auf der Pferderennbahn. Trauben, Brot, Tomaten, Weisskäse vom nächsten Bakkal/Krämer. Weitere Lastwagen durch graubraune Wüsten-Steppenlandschaft, vorbei am Salzsee, nachts im Schlafsack auf Baumstämmen, die auf Tiefladern über das Taurusgebirge transportiert wurden, Einladungen zu Speis und Trank von freundlichen Fahrern, zur syrischen Grenze mitten in der Wüste. Zurückgeschickt nach Ankara, um bei der deutschen Botschaft den Reisepass zu beantragen und wiederum Schafskäse, Trauben und Tomaten auf der Pferderennbahn.

Als kurzes Fazit sei zu meiner ersten Türkeireise gesagt, dass ich schon damals feststellte, dass die Türkei schönes, interessantes, immer reisewürdiges Land ist, mit freundlichen Menschen. Dass sich Letzteres wohl etwas geändert hat, wie ich bei meinem letzten Aufenthalt schon festzustellen glaubte, liegt an der deutlichen Abneigung Europas gegen die Türkei, was als demütigend empfunden wird. Durch den schrecklichen Komiker-Sultan Erdogan hat das nun einen Punkt erreicht, dass ich ohnehin nicht mehr in das Land will, bevor der Kriegstreiber gestürzt ist.

Wochen später kamen Ricky und ich in Beirut an. Und zwar nicht in dem Beirut, das man heute aus dem Fernsehen kennt; da waren keine Hausfassaden mit Einschusslöchern, keine Ruinen, sondern schicke, moderne, für mich der modernen Architektur entsprechend gesichtslose Glitzerfassaden, Hochhäuser mit teuren Läden, Restaurants und Diskotheken. Sehr westlich und darüber hinaus reich. Hier liessen die vermögenden Kuweitis und Saudis – die Emirate waren noch nicht so weit – ihr Ölgeld. Und sie tobten sich aus. Nicht zuletzt in den vielen Diskotheken, in denen keine verschleierte Lailas den Nabel kreisen liessen, sondern schwarzhaarige Schönheiten in schulterfreien und kurzen Kleidchen nach derselben Popmusik im zuckenden Scheinwerferlicht auf der Tanzfläche „abtanzen“.

Der Boulevard de Paris, die Prachtstrasse entlang der Küste, mit den teuren flanierenden Wagen, wo die Felsen von Rauscha, ar-raouche, die Wellen des Mittelmeeres brachen und wir uns mit kühnen Sprüngen in das Wasser abkühlten. Gemütlicher ging es etwa zwanzig Kilometer weiter südlich zu, wo jemand einmal ein grosses Zelt am Strand aufgestellt hatte, neben der Strasse, die in den Süden des Landes führt, auf die Grenze zu Israel zu und auf deren Landseite der Flughafen liegt. Wir lagen im Schatten des Zeltes oder überliessen uns nachts unter dem sternklaren Himmel auf dem Rücken im schwarzen Meer treibend dem Wohlgefühl, Zusammenwirken der glänzenden Sterne mit dem Haschisch, dem roten Libanesen aus Baalbek.

Während Ricky sich ganz der Musse hingab, überwältigte mich nach einigen Wochen aufs neue die Abenteuerlust und ich machte mich entgegen allen Warnungen allein auf den Weg Richtung Osten. Über das Libanongebirge nach Damaskus, weiter nach Norden, Aleppo, nach Osten, wo ich meist die Strasse durch die Wüste lief und ab und zu von einem Lastwagen mitgenommen wurde. In Deir-ez-Zor gab es eine Rast von einigen Tagen, als ich die Gastfreundschaft einer arabischen Familie genoss, deren Sprache ich nicht verstand und die meine nicht verstanden. Und jetzt muss ich hier beim Schreiben eine Pause machen. Ich reiste gastfreundschaftlich aufgenommen durch das Gebiet, in dem sich in diesen Tagen des Schreibens die Schlächter der Isis, die Gründer des blutbesudelten Kalifats austoben. Ein weiteres Ergebnis der Zerstörung des Irak. Eine Folge des Wahnsinns westlicher Massenmörder, die wieder einmal ungeschoren davonkommen, während Hunderttausende von unschuldigen Menschen Opfer selbsternannter Heilsverkünder, machtgieriger Fanatiker werden. Zwischenbemerkung: Als ein Freund und Kollege diese Passage über die arabische Gastfreundschaft in meinen veröffentlichten

Memoiren las, kritisierte er meine freundliche Einstellung diesen Menschen gegenüber. Ich hätte deren Fanatismus nicht berücksichtigt. Das ist einfältig. Ich schreibe hier, was ich erlebt habe, wie ich behandelt wurde, meine Erfahrungen, und so waren die halt damals. Die Horroraktionen der Isis und anderer islamischer Fanatiker verzerren das Bild einer ganzen Zivilisation und unsere Regierungen – und Wissenschaftler! - sind nicht in der Lage, diese Missverständnisse zurechtzurücken. Zuerst kamen die Kreuzfahrer, die Sklavenhändler, die Kolonialisten und viel viel später die Islamisten. Da gibt es viel nachzudenken und zurechtzurücken.

Die nächste Station war Bagdad, zurück ging es über die Wüstenstadt Rutba und die Grenze nach Jordanien, über das damals noch jordanische Jerusalem nach Damaskus. Der Ostteil Jerusalems gehörte damals noch zu Jordanien und die ein Jahr später folgende Explosion, der Siebentagekrieg zwischen den arabischen Ländern und Israel, war nicht vorherzusehen, oder? Damaskus war eine grosse, geschäftige Stadt, mit einem vielbesuchten Basar, in dessen Nähe später Dänemark das Dänische Haus in Damaskus errichtete, wo ich, als Professor an der Universität Kopenhagen an einem Kongress teilnahm und die liebevolle, augenbetörend schöne Ausschmückung dieses klassischen arabischen Stadthauses bewundern konnte. Heute gibt es das nicht mehr.

Diese Erinnerungen sind sehr ambivalent. Sie sind zunächst schön, wenn ich die Bilder vor Augen habe, eine vage Erinnerung des Gefühls empfinde, das ich hatte, wenn ich mich unter diesen Menschen bewegte, mit ihnen sprach, die zu einer anderen Welt gehörten, mit einem ganz anderen Erfahrungshintergrund, die deshalb Bilder, Dinge, Wörter ganz anders assoziierten als ich, und unter denen ich mich trotzdem geborgen fühlte.

Dann werden diese Erinnerungen schmerzhaft und mit den späteren Vorkommnissen und der heutigen Situation konfrontiert und geraten in den komplizierten Rahmen von Fragen nach den Gründen, nach denen, die Schuld tragen, Fragen, die im Westen nur allzu gern vereinfacht geschichts- und damit kontextfrei und somit falsch und unehrlich beantwortet werden. Die Katastrophe, die die ISIS, spätere IS über Irak und Syrien brachte kann nicht ohne die verbrecherische Invasion der westlichen Koalition gesehen und erklärt werden, aber das Bild, das sich einprägt und die Meinung über die Menschen jener Region bildet, ist die des fanatischen Muslim, der so ist, weil der Islam aggressiv ist und Araber primitiv, aber nicht weil Amerikaner, Briten, Dänen für ein Vakuum gesorgt haben, das sich mit Hass, Rache und Rivalitäten füllen musste. Wir sollten aufhören so zu tun, als sei das Dritte Reich irgendwann im Mittelalter gewesen und als hätte es nicht schon vorher den Völkermord in den deutschen Afrikakolonien gegeben.

Über Damaskus ging es also zurück nach Beirut. Hier malte ich wieder, wie zuvor, Marienbilder auf dem Place des Martyrs, um den kleinen Karton mit Münzen zu füllen, ohne jemals angefeindet zu werden. Spannungen zwischen arabischen Nationalisten und mehr westlich eingestellten Christen hatte es schon seit ca 20

Jahren gegeben, aber der der offene Ausbruch des Bürgerkrieges 1975 war damals nicht zu ahnen, ja nicht einmal der Sechstagekrieg, der nur ein Jahr nach meinem ersten Aufenthalt, also im Juni 1967, stattfand. Die in der Folge dieses Krieges aus Jordanien vertriebenen palästinensischen Flüchtlinge, insbesondere die kampfbereite PLO, brachten die explosive Mischung aus schiitischen und sunnitischen Milizen, den Phalangisten der Maroniten endgültig zur Explosion.

Weiter ging es eines Tages mit dem Boot in ein anderes Land, das – diesmal viel später – Schauplatz von heftigen Unruhen werden sollte, nach Ägypten und dann durch alle nordafrikanischen Länder bis Marokko. 50 Jahre später sollten all diese Staaten den so hoffnungsvoll gesehenen „arabischen Frühling“ erleben, der wenige Monate später, ohne einen Sommer zu sehen, schon wieder zum Herbst, wenn nicht gar, besonders in Libyen, schon wieder zum Winter wurde.

Über Kairo will ich nichts berichten. Nicht viel mehr als die Pyramiden und die Jugendherberge, die ein Boot auf dem Nil war, ein richtiger Luxus für uns, könnte ich erwähnen. Aber ein Satz hat sich mir eingeprägt, ein ganz kurzer, der sich festgesetzt hat: „Hitler gutt! Hitler gutt!“ war etwas, was ich stets zu hören bekam, wenn ich auf Nachfrage, woher ich komme, antwortete: aus Deutschland. Dann war das das einzige Deutsche – wahrscheinlich sollte es wohl Englisch sein, was ich zu hören bekam. Das hört sich in den Ohren eines Deutschen heute furchtbar an. Das Leiden der Palästinenser wird in Europa ja nie so richtig ehrlich nachvollzogen. Es spielt keine grosse Rolle in der Berichterstattung und wird auf Grund der deutsch-jüdischen Vergangenheit weitgehend tabuisiert. Warum, zum Teufel, darf man Israel nicht aufrichtig für seine kriminelle Siedlungspolitik kritisieren, ohne gleich zum Judenhasser gemacht zu werden? Für mich ist dies einer der Punkte – neben der blödsinnigen Liebe zu unseren amerikanischen Befreiern – die meine persönliche Politikverdrossenheit stimuliert. Superlügner wie Bush oder Trump und unappetitliche Grapscher (da fallen mir noch viele andere böse Wörter ein)

Kurze gedankliche Stationen auf dem Weg von Kairo nach Libyen (und übrigens nicht Lübien wie man stets von unseren Polittrotteln im Fernsehen hört) waren die Orte Marsa Matruh und El Alamayn. Trotz der damaligen Trostlosigkeit dieser Orte sind sie in meiner Erinnerung besonders haften geblieben, was mit meinem Vater zu tun hat, der hier von den Engländern im Zweiten Weltkrieg abgeschossen wurde. El Alamayn ist ein besonders eindringliches Mahnmal gegen den Wahnsinn des Krieges. Hier finden sich Soldatenfriedhöfe vieler Nationen, deutsche, italienische, griechische sowie Gräber von Soldaten verschiedener Staaten des Commonweath, aus Südafrika, Neuseeland, Indien, Kanada. Wer an mangelndem Geschichtsverständnis leidet, hat hier die Möglichkeit, anschaulich zu lernen, warum der Krieg Weltkrieg hiess. Hier verreckten Menschen aus Ländern weit weg von zu hause, rund um den Erdball.

Dies erinnert mich an Fachartikel, die einst zum Studium der Turkologie als Beispiele für andere Türksprachen herangezogen wurden. „Gesänge russischer Kriegsgefangener“ hiess eine Folge. Darunter fanden sich Texte baschkirischer,

kasachischer, kirgisischer und Gefangener anderer türksprachiger Völker, aber auch Gesänge von Kalmücken, einem mongolischen Volk. Junge Männer all dieser Ethnien liessen ihr Leben oder gerieten in Gefangenschaft fern ihrer Heimat und über Tausende von Kilometern getrennt von ihren Familien, wobei man wohl davon ausgehen darf, dass sie sich für eine Sowjetunion opferten, mit der sie sich auf ihrem traditionellen Hintergrund kaum identifizieren konnten.

Dies macht so furchtbar deutlich, wie von Machthabern mit dem Leben von ihnen ausgelieferten Menschen gespielt wird. Deshalb muss ich immer wieder auf diese Situationen hinweisen, wie sie zu Zeiten meiner Generation aktuell waren und sind, zuletzt um die Invasion des Irak – jawohl, soll es euch zu den Ohren rauskommen - , der Hunderttausenden von unbeteiligten Arabern, Turkmenen und Kurden das Leben gekostet hat und in der Folge noch tut. Und deshalb tu ich das, weil, wenn ich das nicht täte, ich nicht mehr in den Spiegel sehen könnte. Aber selbst wenn ich immer wieder auf die Tatsache aufmerksam mache, dass Kriegshetzer und mörderische Verbrecher wie Bush, Blair und Fogh-Rasmussen nun in bequemen Sesseln sitzen oder gar in hohen Positionen, fühle ich mich wegen der Aussichtslosigkeit meines Protestes so, wie es dem Protagonisten in Ian Rankins „The hanging garden“ geht, dem jemand sagt: „But you used to know a good thing when you saw it,“ und er antwortet: „Trouble is, that´s never what I see when I look in the mirror.“ „What do you see?“ He looked at her: „Sometimes I don´t see anything at all.“ Wenn ich nicht auch damals schon so gedacht hätte, hätte ich die Strapazen jener Reisen nicht auf mich genommen und wenn ich das getan hätte, hätte ich sie wohl nicht überstanden. Und so ging es wohl den meisten von uns Reisenden. Das von Karrieredenken und Narzismus genährte Überlegenheitsstreben war für uns alle eine der Hauptwurzeln des geregelten und gemassregelten Lebens. (War das wieder ein scheusslicher Satz, aber dazu wird man hier ja verführt). Zum letztgenannten Begriff muss ich noch ein paar Zeilen äussern, bevor es weiter geht: Ein Spruch Lao Tses für den SUV-Käufer (der inzwischen 2019 jeder dritte Neuwagen ist): „Ruhm ist Deines Leibes Not, Gewinn ist Deines Wandelns Kot“. Von wem die Übersetzung stammt, weiss ich nicht mehr. Ist auch egal. Dieser Vers fiel mir nur gerade ein, als meine Frau und ich an unserem neuen Wohnort, ein Dorf im Schwarzwald, spazieren gingen und sahen, wie sich zwei SUVs begegneten, die auf der etwas schmalen Strasse nur mit Mühe und Not rangierend aneinander vorbeikamen. Diese blöden Karren sind natürlich für Idioten gebaut, dumme Menschen, deren Ego etwas möglichst grosses besitzen muss, um das eigene Selbstbewusstsein zu vergrössern. Es handelt sich also um einen klaren psychischen Defekt, denn wer braucht ein Sport and Utility Vehicle in unserer zuasphaltierten Welt?

Solche Verse hatte ich in meiner Einzelzelle im Gefängnis von Calgary geschrieben, mit geschmuggeltem Schreibmaterial, da mir schreiben und lesen ja wegen meiner Weigerung die Haare kürzen zu lassen, verboten war. (Dies war wieder ein Vorgriff auf ein späteres Kapitel)

Sicherlich waren letzten Endes, wie aus diesen Zeilen zu sehen ist, ausser diesen hier

genannten Motiven auch andere dafür ausschlaggebend, das wir auch in Pariser Pissoirs schlafen konnten. Was allerdings den meisten von uns gemeinsam war, ist eine Eigenschaft, für die ich nochmal zu einem Zitat greife, weil niemand es so schön treffend ausgedrückt hat wie Arundhati Roy in ihrem Roman „Der Gott der kleinen Dinge“, mit den Worten, mit denen sie eine ihrer Figuren, den Inder Esthapan, charakterisiert: „Estha nahm sehr wenig Raum ein in der Welt“, so schlicht und einfach. Und selbst bei dem wenigen Raum, den er einnimmt, wird er schliesslich noch von der Polizei, also der Staatsmacht, erschlagen. (Warum ist dieses Buch eigentlich nicht auf der inoffiziellen Liste der besten 100 Bücher der Weltliteratur?)

Erschlagen wurde ich von der Staatsmacht nicht, aber es gab zuweilen Ärger, der ganz aus Vorurteilen resultierte. So wie der viermonatige Gefängnisaufenthalt in Calgary, Alberta, Kanada. Die meiste Zeit Einzelzelle mit Gittern von oben bis unten, aber immerhin durch die Fenster im Gang mit Aussicht auf die zu jener Zeit verschneiten Rocky Mountains. Zwei Wochen in winziger Zelle in Dunkelhaft, *the hole*, das Loch genannt, weil ich mich weigerte, mir die Haare schneiden und mich rasieren zu lassen.

Vor den Richter war ich gekommen, weil eine Polizeikontrolle in einem Wagen, der mich mitgenommen hatte, etwas Haschisch gefunden hatte. Am Nachmittag vor der Verhandlung kam der Sheriff zu meiner Zelle und sagte: „Lass dir jetzt noch die Haare schneiden, sonst wirst du morgen verurteilt“. Ich konnte das nicht glauben, er wusste, dass der Stoff nicht mir gehörte, aber er kannte das System.

Eine andere Konsequenz des In-den Spiegel-schauen-wollens: Dies sind, wie schon einmal kurz erwähnt, die zweiten Memoiren, die ich schreibe. Die ersten waren vom Verlag bereits gedruckt worden und einige Bände waren bereits verschickt, als eine Passage in dem Kapitel über Dänemark, in der ich über die Arbeit meiner Frau an der Botschaft von Zypern erzähle, vom Verlag als strafbare Verleumdung interpretiert wurde. Ich gebe die Schuld daran keineswegs dem Verlag, sondern sehe schon lange ein, dass es juristisch hätte Konsequenzen haben können, wenn ich von kriminellen Diplomaten schreibe, ohne dass diese als solche verurteilt waren. Diese Typen haben ja durch ihren Status einen Freibrief für Verhaltensweisen, die für Menschen, die ohne diplomatischen Schutz sind, nicht folgenlos blieben. Unmoralisches Verhalten ist da noch das geringste Vergehen, zumal das Einbringen des Begriffes „Moral“ im wirtschaftlichen und politischen Bereich ja ohnehin nur noch belächelt wird. Mit mir sind die Pferde einfach durchgegangen, als der Botschafter meiner Frau mit Konsequenzen drohte für das, was ich in einem Leserbrief an eine dänische Tageszeitung geschrieben hatte. In Gang gesetzt wurde diese Dreistigkeit, die zur Kündigung von Seiten meiner Frau führte, durch das Aufdecken der Tatsache, dass die Botschaft Zyperns regelmässig einen dänischen Journalisten zu einer Zypernreise mit allem Drum und Dran einlud und dann von jenem Journalisten einen schmeichelhaften Zeitungsartikel über die Griechen auf der Insel bekam und eine Verteufelung des türkischen Teils. Letztere Anekdote war ein Vorgriff auf ein späteres Kapitel, aber die Assoziation drängte sich hier auf.

Bevor ich mich dem Westen zuwende, möchte ich von einer anderen Asienreise eine Etappe erzählen, die besonders in meiner Erinnerung geblieben ist. Ich war durch den Süden Persiens über das persische Zahedan in das pakistanische Quetta gekommen. Es war damals, 1967 eine friedliche Provinzstadt, die nach den fast 2000 km Wüste grün wie das Paradies wirkte und deren freundliche Bewohner schon einen Eindruck von der Lebhaftigkeit der Städte des indischen Subkontinents vermittelten. Der Sommer war noch jung, aber schon sehr heiß und da von Quetta ein Zug nach Karatschi fuhr, war es verlockend diesen zu benutzen, statt unter der brennenden Sonne am Strassenrand auf einen Lastwagen zu warten, obwohl, wie ich bereits wusste, man nie lange warten musste bis ein Lastwagen hielt, dessen Fahrer froh war, für die in der Regel langen Fahrten Gesellschaft zu haben. Nun vergessen wir einmal Fahrtschreiber, Pausenzwang und gewerkschaftliche Regelungen. Als Beifahrer in Pakistan hatte man noch eine ganz bestimmte Aufgabe, die europäischen Lesern nicht sonderlich vertraut sein dürfte. Man drehte einen Joint, also eine Haschisch-Zigarette nach der anderen für den Fahrer, der sich so über die Eintönigkeit der langen Strecken hinweghalf.

Hatte man einen gewissen Vorrat gedreht und war selbst müde, konnte man aus dem Seitenfenster klettern und bei voller Fahrt hinauf auf die Fahrerkabine steigen, die mit Brettern umrahmt war, sodass man dort schlafen konnte, ohne Gefahr zu laufen, hinabzustürzen.

Die wenigen Münzen in meiner Tasche reichten allerdings nicht für eine normale Fahrkarte für den Zug. Aber auch in dem in mancher Hinsicht damals fortschrittlichen Pakistan gab es Vergünstigungen für Studenten. So legte ich am Fahrkartenschalter meinen alten zerfledderten Jugendherbergsausweis vor, der mir vor Jahren schon auf meiner ersten Reise, 1965 nach Skandinavien, geholfen hatte. Ohne Nachfragen wurde er als Studentenausweis anerkannt, den ich natürlich nie besass, da ich ja noch nie an einer Universität eingeschrieben war. In Lebensphasen, in denen man mit dem allergeringsten auskommen muss, hat man bei so etwas keine Skrupel und ich bin sicher, dass die Echtheit des Papiers dem Schalterbeamten völlig egal war. Er wollte hinter seinem Schalter, schwitzend trotz Propeller, nur einen stressfreien Arbeitstag und sicherlich auch ein hilfreicher Mensch und freundlich zu Ausländern sein. Die erste Zugfahrt in Pakistan – etwas, was mangels Zug in Afghanistan nicht möglich war – genoss ich teils in einem Gepäcknetz, wie manche andere Passagiere und teilweise zwischen den Waggons auf den Puffern, wo viele Reisende den Fahrtwind genossen.

Weit unangenehmer war die kurze Mitnahme eines freundlichen Kameltreibers, dessen Transportanhänger mit Säcken voll Glasscherben geladen war. Dem freundlichen Angebot darauf Platz zu nehmen kam ich nur für wenige Sekunden nach bevor ich wieder absass. Das Recyklen von Glas war damals schon Realität, aber über zerkratzte Gesäße war offenbar nicht nachgedacht worden.

Ich hatte von billigen Hotels, in denen Reisende für wenig Geld in Mehrbettzimmer übernachten, gehört. Aber der Geldmangel liess mich weit ausserhalb am Strand von Karatschi, am Arabischen Meer landen. Der Schrein des Sufiheiligen Abdullah Schah Ghasi zog täglich Tausende von Besuchern an, die im Kreise um mich herumstehend, sich gegenseitig schubsend und auf die Füsse tretend, grosszügig meinen Geldkasten füllten für die Zeichnungen, die ich auf dem Platz vor dem Heiligtum kreidete. In unmittelbarer Nähe gab es für die Pilger Garküchen und offene Teestuben am Strand und Kamelführer, die an die Pilger Kamele vermieteten und mit ihnen entlang des Wassers einige hundert Meter auf und ab gingen.

In einer der Teestuben hatte ich den Schweizer Hans aus Fribourg kennengelernt, der seit Wochen dort in seinem Einmannzelt am Strand wohnte. Zusammen zogen wir später in eines der typischen Hotels, deren Räume für gewöhnlich vier bis sechs Betten hatten und sehr billig waren. Man lernte hier interessante Menschen kennen. Da war der alte britische Ex-Kolonialbeamte, der nicht in das rauhe Inselklima zurück wollte und seinen Lebensabend in einem primitiven Hotel in Karatschi verbrachte, und ein Schlangenbeschwörer, der auf den Plätzen der Stadt mit seinen Kobras und dem Mungo seinen Lebensunterhalt verdiente und uns im Hotel Gratisvorstellungen gab.

Mit dem Ziel Indien verabschiedete ich mich eines Tages aus Karatschi und nahm – jawohl wieder - , und diesmal mit gefülltem Portemonnaie – den Zug, diesmal nach Lahore, der grossen grünen Stadt im Pundschab kurz vor der indischen Grenze. Pundschab bedeutet „Fünfstromland“, von „*panj*“, das im Urdu, der grössten pakistanischen Landessprache, fünf bedeutet und mit seinem indogermanischem Ursprung dem griechischen „*pente*“ deutlich verbunden ist. Danach folgt das Wort „*ab*“ mit der Bedeutung Wasser. Dass dann nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Lahore die Reise nicht nach Indien, sondern in die entgegengesetzte Richtung weiterging hatte wohl mit dem Wunsch meines alten Reisekumpanen Ricky zu tun, den ich in Lahore wiedertraf. Per Anhalter ging es auf Lastwagen über Islamabad nach Peschawar, heute Hochburg der Islamisten. Friedlich war es auch damals nicht. Die hier lebenden Paschtunen, die ja den Grossteil der Bevölkerung Afghanistans stellen und an die 9 Mio. zählen, erkannten die Zentralregierung in Islamabad nicht an (und werden es wohl so bald nicht tun). Jeder Mann war mit langen Flinten bewaffnet, aber die ständigen Schiessereien bedeuteten zu jener Zeit keine Auseinandersetzungen, sondern immer wieder schoss mal jemand aus purer Freude am Schiessen in die Luft. Von Osten kommend geht kurz vor Peschawar eine schmale Landstrasse hinauf nach Norden in die sogenannten Stammesgebiete wie Swat und Chitral, die landschaftlich wunderschöne Gegenden sind. Die Menschen waren gemässigt freundlich. Bedroht wurde ich nie und überlebte nur durch die Gastfreundschaft der nichtsdestoweniger misstrauischen Einwohner.

Zurück in Peschawar traf ich auch den Engländer Jade wieder, den ich in Karatschi kennengelernt hatte. So traf man sich in unregelmässigen Abständen mal irgendwo in

Europa, Monate später in Kabul, Neu-Delhi oder Istanbul. Meine erstaunlichste Wiederbegegnung war mit einem jungen Iren mit langer roter Haarmähne, den ich in Basel, dem damaligen Aussteigercafé Oasis kennengelernt hatte. Ungefähr ein Jahr später begegneten wir uns in Toronto im Rochdale College, von dem ich später erzählen werde.

Ricky, Jade und ich reisten mit dem Bus von Peschawar nach Kabul den Khyber-Pass hinauf. Auf halbem Wege hatte ein Erdbeben den Pass zerstört und der Bus musste einen halsbrecherischen Abstecher über einen Eselspfad fahren, um die abgestürzte Stelle zu umfahren, während wir „Fahrgäste“ das motorisierte Ungetüm über Bachläufe und Felsen wuchteten. Nicht besser ging es den Taxis, fast alles alte Wolgas aus der Sowjetunion, die an der pakistanisch-afghanischen Grenze am Fuss des Khyber-Passes Händler mit ihrer Fracht aufnahmen und nach Jalabad oder Kabul fuhren. In und auf den Wagen sitzend hielten sie mit einer Hand ihre Ware fest und mit der anderen sich selbst.

Auch in Kabul gab es billige Hotels mit mehreren Betten in einem Raum. Mehrere wurden meist von Indien-Reisenden bewohnt, so auch von Ricky, Jade und mir. Hier machten wir die Bekanntschaft der beiden Franzosen Gerard und Gerald, die mit einem Citroen 2 CV aus Indien gekommen waren. Die Ente war über und über mit Motiven bemalt, mit denen im ganzen Nahen und Mittleren Osten zu jener Zeit fast alle Lastwagen bemalt waren. Eine der schönsten Kurzgeschichten der türkischen Schriftstellerin Adalet Ağaoğlu erzählt vom Niedergang der Zunft der Karosseriemaler. Ich habe nie geschafft, sie mal ins Deutsche zu übersetzen, aber ich würde es sofort tun, wenn ich wüsste, dass jemand sie veröffentlicht.

Im wilden Land

Unter uns fünfen entstand eines Tages der Plan, einen Ort zu besuchen, der bisher für Europäer ein weisser Punkt auf der Karte Afghanistans war, die kleine Hauptstadt der Provinz Badachschan, Faizabad.

Unser nach orientalischem Vorbild mit verschiedensten Motiven, Blumen, Bergen, Bäumen, Flugzeugen und Elefanten bunt bemalter Citroen 2CV hatte vier Türen. Die beiden Hintertüren schlossen nicht mehr, was nach der Rundreise durch Indien kein Wunder war. Es war aber auch kein Problem. Die Lösung war ein Expander, der, quer durch den Wagen gespannt, die Türen geschlossen hielt. Es war nur etwas hinderlich für die hinteren Passagiere. Wenn einer seine Tür öffnen wollte, musste er zunächst den Expander aushaken, allerdings so sorgfältig, dass der nicht mit Wucht gegen den Sitznachbarn schnackte.

Von Kabul aus ging unsere Fahrt zunächst hinauf zum Salang-Pass, der in etwa 3900 Meter Höhe das Hindukusch-Gebirge überquert und die einzige Verbindung zwischen Kabul und dem Norden Afghanistans ist, man also Richtung Kunduz und Mazar-i Scharif fährt. Allerdings verläuft etwas unterhalb des Passes seit 1960 ein von den

Russen erbauter 2,6 km langer Tunnel, der in späteren Kriegen stark umkämpft war. Doch zu unserer Zeit war die Fahrt durch ihn ein Vergnügen.

Die vergnüglichste Situation dabei war, als wir am höchsten Punkt anhielten, uns alle auf den Wagen setzten und eine Wasserpfeife mit einer guten Ladung afghanischem Haschisch schmauchten. Das war ja nichts Aussergewöhnliches. Nach einigen feierlichen Zügen hörten wir aus der Ferne ein Grummeln näher kommen, dass mit dem Effekt des Grases nichts zu tun hatte. Dann wurden Lichtkegel immer grösser, schliesslich war ein Lastwagen erkennbar und kurz bevor er auf unserer Höhe war liess er sein Horn erschallen, dass der Citroen hüpfte und der Tunnel um uns einzustürzen schien. Das war die Begrüssung zum Eintritt in eine wieder ganz andere Welt als diejenige der Städte Jalalabad und Kabul.

Es war fast Nacht, als wir aus dem Tunnel kamen. Auf beiden Seiten der Strasse leuchteten sommerliche Schneefetzen im Scheinwerferlicht. Die Strasse führte weit hinab in ein Tal, das auf allen Seiten von Schneegipfeln umrahmt war. Nirgends waren andere Lichter zu sehen als das der Sterne am fast schwarzen Himmel. Ein Ort war also nirgends in Sicht. Müde fuhren wir in das dunkle Nichts hinein. Dann tauchte ein schummriges Licht am linken Strassenrand auf. Neben einem niedrigen Gebäude, aus dessen einzigen winzigen Fenster ein dunkles oranges Licht schimmerte, waren in der Dunkelheit zwei Lastwagen zu erkennen. Dies schien also ein idealer Platz zum rasten zu sein. Wir betraten durch eine grobe Holztür einen niedrigen Raum, der von einer funzigen Öllampe ein bisschen erhellt wurde. Ausser zwei Personen, die rechts in einer Ecke auf der Erde schliefen, war ein Mann mit einem Wasserkessel beschäftigt. Falls er Fragen stellte, verstanden wir sie nicht, aber weder war er gesprächig noch nahm er unsere plötzliche Gegenwart mit irgendeiner Gefühlsäusserung wahr.

Aber er servierte uns sogar ein Abendessen mit Tee, Fladenbrot und einem hartgekochten Ei, bevor er uns Plätze zum Schlafen zuwies. Als wir morgens bei Dämmerlicht aufwachten, waren die beiden anderen Nachtgäste bereits verschwunden, ebenso die beiden Lastwagen vor der Tür. Der Wirt war allerdings noch derselbe wie am Abend. Als wir ihm durch Mimik und Gestik klarmachten, dass wir uns gern waschen wollten, führte er uns hinter das Gebäude, wo ein Bach den Berg heruntersprudelte, dessen eisiges Wasser uns schnell ganz wach werden liess. Weiter ging die Fahrt die hier noch asphaltierte Strasse mal hinauf, mal hinab, immer von fernen oder näheren Gipfeln umgeben.

Nach der Karte schätzten wir, dass wir von einem bestimmten Ort – war es Farkha? - abbiegen mussten, um in Richtung Faizabad zu fahren. Niemand verstand uns und wir verstanden nicht das hier gesprochene Dari, die dem Persischen eng verwandte Sprache der Tadschiken, in deren Land wir nun waren. Sie bilden heute zwar den Hauptbevölkerungsteil der unabhängigen Republik Tadschikistan, haben aber immer auch schon, zusammen mit anderen Völkern, den Nordosten Afghanistans bewohnt. Die häufige Erwähnung des Namens Faizabad führte dann aber dazu, dass wir auf

einen schmalen Erdweg geschickt wurden, der einige Kilometer durch bebaute Felder und Dörfchen führte und dann hinein in eine endlose, graubraune Ebene, eine Strecke, die dem kleinen Wagen viel abforderte und die die ausgezeichnete Federung der Ente an ihre Grenze brachte.

Bald gab es keine Spur von einem Weg mehr, nur Spuren von vierfüssigen Tieren, Kamel-, Pferde- und Eselsdung. Die Hochebene verschluckte uns und wären nicht immer wieder hohe Felsen und graue, steinige Hügel aufgetaucht, hätten wir den Eindruck gehabt, uns langsam im Nichts aufzulösen. Was für ein Lebensgefühl mussten die Menschen haben, die hier lebten? Und die gab es zumindest ab und zu. Gegen Abend tauchte plötzlich eine Frau hinter einem Felsen auf, sah uns, schrie entsetzt auf und sprang wie der Blitz hinter einen grossen Stein. Wir fuhren weiter, ohne uns um sie zu kümmern. Wahrscheinlich hatte sie zum ersten mal in ihrem Leben leibhaftig Teufel gesehen. Später erfuhren wir, dass die meisten Menschen in dieser Gegend noch nie einen Europäer gesehen hatten.

Die Nacht verbrachten wir in unseren Schlafsäcken am Ufer eines wild brausenden Flusses. Noch vor Sonnenaufgang ging es weiter. Hier im Tal wurde es gegen Mittag heiß. Die Temperaturen steigen auf diesen Hochebenen bis auf 40 Grad, aber bei trockener Luft. In extremen Wintern können sie auf -20 Grad fallen. Wir hatten nur ein kurzes Stück des Kamelpfades über steiniges Gelände zurückgelegt, als wir über einen kurzen Hügelkamm fuhren und von dort oben in einem sanft grünen Tal die Idylle einer Gruppe Nomaden sahen, die soeben ihr abgebautes Lager auf ihre Kamele packte. Wir waren unsicher, ob wir halten sollten, aber dann siegte die Neugier. Während wir etwa hundert Meter vom Lager entfernt hielten, erstarrte dort unten jede Tätigkeit, aber wie von Zauber waren alle Männer, die soeben noch mit Packen und Festzurren beschäftigt waren, bewaffnete Krieger. Wir gingen zögernd auf sie zu, es gab keinen Gruß, keinen Laut überhaupt, keine Bewegung in dieser Gruppe von etwa hundert Männern, Frauen und Kindern.

Wir machten den Anfang, indem wir ein paar arabische Worte sagten, wie salam, salam as-saleykum, Worte, die man im gesamten islamischen Raum versteht, irrespektive der lokalen Sprache. Es endete damit, dass man uns schliesslich Pferde mit Wunden zeigte, eine Frau mit schmerzverzerrtem Gesicht kam und auf ihre Wange zeigte, Leute und Tiere sollten Hilfe haben und wir verschenkten unsere äusserst bescheidene Reiseapotheke, die aus ein paar Schmerztabletten und Heilsalbe bestand. Während dessen kamen immer wieder junge Mädchen angelaufen, zogen in meinen von der Sonne ausgebleichten Haaren und stieben kreischend davon, weil sie noch nie einen so jungen Mann – ich war gerade 19 geworden – mit den langen weissen Haaren eines Greises gesehen hatten.

Am Abend desselben Tages rasteten wir an einem rauschenden Bach, spülten uns den Schweiss vom Körper und tranken begierig das kristallklare Wasser, das aus den Hügeln kam. Da hörten wir plötzlich die Glocken der Kamele, ich blickte auf und sah, wie die Karawane über den Hügel zog, ein Kamel stand im Bach und ergoss

einen dicken strahl Urin in ihn. Soweit zu unserem kristallklaren Bachwasser.

In dieser graubraunen Steppenlandschaft, in der es kaum Wasser gab, hatten wir erstaunlich viel mit diesem Element zu tun. Abgesehen von dem gewürzten Bachwasser war da z.B. dieser nicht allzu breite, doch reissende Fluss, den wir mehrere Kilometer stromaufwärts begleiteten. Während der Hitze des Tages, als wir wieder einmal absteigen mussten, um den Wagen zu entlasten und neben der stark watschelnden Ente herliefen, wobei wir uns beim Tragen der Wasserpfeife abwechselten, kamen wir an eine Art Nebenlauf. Hier schoss ein Teil des Wassers durch einige Felsen, danach bildete es einen Pool von etwa fünf Meter Breite und fünfzig Meter Länge um dann wieder durch mehrere Felsen hindurch hinauszuschiesen in das Hauptbett des Stroms.

Wir erhielten eine kräftige Abkühlung indem wir uns an der Stelle, an der das Wasser in den Stau hineingepresst wurde, hineinfallen liessen, blitzschnell zum anderen Ende getrieben wurden, wo wir geistesgegenwärtig mit Armen und Beinen den Anprall gegen die Felsen beim Austritt des Wassers abfangen mussten, um uns dann erschöpft an Vertiefungen im Felsen hochzuziehen.

Es war gefährlich, zumal wir Hunderte von Kilometern von jeglicher medizinischen Versorgung entfernt waren und heute verstehe ich nicht mehr, wie wir so leichtsinnig sein konnten. Der jahrelange Aufenthalt auf der Strasse hatte uns hart, stark und zäh gemacht und wir hatten nie das Gefühl, wir spielten mit unserem Leben. Nun, so viele Jahre danach sieht das anders aus. Ob das an der Schwäche des Alters liegt?

Ein weiteres Wasserabenteuer war die Durchquerung eines wohl nicht mehr als zehn Meter breiten, einen halben Meter tiefen Flusses, der aber, ebenso wie der vorherige, eine starke Strömung hatte, die einen von den Füßen riss. Es gab eine provisorische Brücke aus langen, grob behauenen Baumstämmen, die lose auf aufgeschichteten Steinen lagen. Ein Bauer trieb unter Mühe seine störrischen, ängstliche Tiere darüber. Während die Schafe es schafften, rutschte der Esel aus, fiel in den Fluss und wurde im Nu abgetrieben. Jade und ich sprangen hinein und bekamen das Tier zu fassen. Mit vereinter Hilfe des Bauern zogen wir den Esel an Land. Es gab weder ein Wort noch ein Zeichen des Dankes. Der Bauer ignorierte uns völlig. Letzteres ist etwas, dass mich bis heute denken lässt.

Nachdem wir lange gerätselt hatten, wie wir den Wagen hinüberbringen könnten, ohne dass er abgetrieben wurde, entschieden wir uns, alles von der Karosserie abzubauen, was möglich war, sodass das Wasser durch den Wagen strömen konnte und der Strömung möglichst wenig Widerstand bot. Es sei soweit vorausgegriffen zu sagen, dass wir auf der Rückfahrt einige Bauern dazu brachten, den Wagen auf zwei Baumstämmen durch den Fluss zu tragen. In der Erinnerung ist davon u.a. das Erstaunen über die weisse Haut geblieben, die zum Vorschein kam, als Ärmel und Hosenbeine hochgekrempt wurden.

In Faizabad schien sich unsere Anreise sehr schnell rumzusprechen. Während wir noch am Ortseingang den Blick über die sich vor uns ausbreitende Ortschaft genossen, marschierte ein Begrüßungskomitee heran, das aus zwei Männern in westlicher Kleidung und mehreren Soldaten in zerfetzten Uniformen bestand. Diese armseligen Figuren in ihren schäbigen Uniformen, den krummgetretenen, zerlöcherten Stiefeln, den kahlgeschorenen Köpfen und den sonnenverbrannten Kindergesichtern werde ich nie vergessen. Wir sollten uns in den nächsten Tagen noch oft begegnen.

Die Begrüßung war weder freundlich noch feindlich. Einer der mehr europäisch gekleideten Männer war Mitarbeiter des Gouverneurs der Provinz Badachschan und sprach ein passables Englisch. Die erste Frage galt der Erlaubnis des Innenministeriums in Kabul, uns hier aufhalten zu dürfen. Vergass ich zu sagen, dass man, sofern man von den zwei Haupttrouten des Landes abweichen wollte, eine besondere Erlaubnis brauchte? Das war zu der Zeit nicht nur in Afghanistan so. Wir suchten lange, konnten sie aber nicht finden und vertrösteten die Beamten damit, dass wir sie brächten, sobald wir sie fänden. Wir mussten uns etwas einfallen lassen, da wir ja keine solche Erlaubnis hatten. Man sammelte also unsere Reisepässe ein, denn ein dringendes Anliegen war nun, unsere Identität zu überprüfen.

Ein weiteres Problem war die Unterkunft, denn es gab kein Hotel. Wohl auch um uns unter Kontrolle zu haben, stellte man uns das Gästehaus der Regierung zur Verfügung, worunter man sich allerdings keine luxuriöse Villa vorstellen sollte. Wir hatten jedoch von dort einen herrlichen Blick über den ganzen Ort von etwa 30 000 Einwohnern bis hinauf zum Gouverneurssitz, der über dem Ort thronte.

Zwei hier angesprochene Punkte lassen mich ganz schnell zwei Assoziationen erwähnen: Der illegale Aufenthalt. Vielleicht komme ich noch dazu von meinen illegalen Grenzüberschreitungen in Zypern vom griechischen in den türkischen Teil zu erzählen, als die Grenze noch nicht so offen war wie jetzt. Und zum Gästehaus: Als ich auf einer meiner Grönlandreisen einmal mit dem Helikopter in dem kleinen Dorf Upernavik nördlich der Disco Bay einschwebte, gab es grosses Erstaunen, denn es gab weder Hotel noch Jugendherberge und so fand man auch hier die einzige Möglichkeit, mich im Gebäude für Gäste der Regierung unterzubringen. Vielleicht mehr dazu später.

So hatten wir in den nächsten Tagen nichts zu tun, als uns in der kleinen Stadt umzusehen. Wohlgermerkt immer mit einer Gruppe Soldaten in fühlbarem Abstand hinter uns.

Interludium

Die Übernachtungen in den Jahren auf der Strasse fielen sehr unterschiedlich aus. Abgesehen von den Nächten, die durchmaschiert wurde, besonders in Nordafrika, fand sich immer eine Schlafstelle, die mancher, dem Reisen ohne Geld weniger

vertraut ist, nicht als solche angesehen hätte. Das Pissoir im Vert Galant hatte ich schon erwähnt. Das war sicher eine der unangenehmsten. Unerfreulich war eine andere Schlafstelle in Süd-Frankreich. In Perpignan hatte ich meinen Schlafsack auf einer gemütlichen Bank am Flussufer ausgerollt und schlief auch nach einem anstrengenden Fussmarsch schnell ein. Noch schneller war ich wieder auf, nachdem ich massenhaftes Quietschen um mich herum hörte. Irritiert blickte ich mich im Dunklen um und erkannte eine Unzahl von Rattenrücken um mich herum auf und niederwimmeln. Wohl nie hatte ich meinen Schlafsack so schnell eingerollt.

Längst nicht so unangenehm, aber doch störend war die Nacht in einem Bachbett in Griechenland. Es bot sich an, da der Bach nicht weit entfernt von der Strasse verlief und mit hohem Gras bewachsen war, sodass vorbeifahrende Autofahrer keinen Einblick hatten. In meines Schlafsacks Geborgenheit zwischen den hohen Halmen liegend, Mond und Sterne über mir, schlief ich wohl bald ein, nur um bald darauf von einem Quakkonzert aufzuwachen. Hunderte von Fröschen wetteiferten mit ihrem überraschend lauten Gequake um ihre zukünftigen Gemahlinnen.

Ruhiger, wärmer und trotzdem sehr viel unangenehmer war die Nacht in einem Heizungskeller in Frankfurt. Ich hatte am Autobahnkreuz festgesteckt und war – warum auch immer – in der Stadt gelandet, wo ich von Hochhaus zu Hochhaus ging und die Kellertüren nach einem Versteck untersuchte. Bei einem klappte es dann. Aber der warme trockene Mief und das Rauschen und Klicken der Heizungsanlage war viel unangenehmer als ein Froschkonzert.

Aber selbst in der Einzelzelle, in der ich in Calgary sass, war es nicht wirklich ruhig und schon gar nicht privat. Eine Seite der Zelle bestand nur aus Gitterstäben von oben bis unten, sodass die patrollierenden Aufsichtswanzen draussen immer freie Einsicht hatten, ob man auf der Toilette sass oder im Bett lag, es gab keine private Sekunde, tiefste Erniedrigung. Das Bett war hart, was mich nicht störte, nur die entmenschlichende Kontrolle. Später verstand ich, dass dies auch der amerikanische Blick auf andere Völker war.

Privat war auch die Schlafstätte in Lahore auf dem grossen Friedhof dieser grossen, schönen pakistanischen Stadt nahe der Grenze zu Indien nicht. Abgezerrt von den wochenlangen Wanderungen durch die Berge des afghanischen Hindukusch, unterernährt und nervlich labil, kam ich auf meiner Rückkehr nach Pakistan, das mein Ausgangspunkt gewesen war, wieder im Industal an. Aus den Bergen mit mässiger, trockener Hitze war es den Khyberpass hinabgegangen hinein in das schwülheisse Wetter des Industals. In Peshawar, im Paschtu-Gebiet, in dem kein Mann unbewaffnet war, klappte ich das erste mal mit einem Hitzschlag zusammen, kurz darauf, nachdem meine Sandalen verschwunden waren und ich über kochenden Asphalt barfuss gehen musste, fand ich mich im Krankenhaus von Lahore wieder. Zwei mal ein pakistanisches Krankbett in einem grossen Saal mit klagenden, stöhnenden und sterbenden Kranken. Als ich entlassen wurde, hatte ich kein Geld, kaum noch Kleidung und der einzige Fluchtort, an dem ich Ruhe und Umsorgung

fand, war der Friedhof, auf dem zwischen den Gräbern ein Derwisch lebte, der mich aufpäppelte, im Schatten eines Laubdachs, das mir Schutz vor der Sonne wie vor den Blicken der vielen Menschen gab, die den heiligen Mann besuchten, um von ihm Ratschläge für ihre Probleme zu bekommen. Wenn ich zu der Zeit besser bei Kräften gewesen wäre, hätte ich mich in dem Schlafplatz besser gefühlt als im Einmannzelt am Strand von Karatschi.

Die Nacht im Einmannzelt war nicht nur deshalb so ungemütlich, weil der Schweizer Wandersmann Hans aus Fribourg mich in dieses Zelt eingeladen hatte. Er hatte in Gehrnähe , aber doch weit weg von der Ansammlung von den Zelten und Teebuden nahe dem Schrein des Heiligen Abdullah Schah Gazi ausserhalb von Karatschi am arabischen Meer niedergelassen, zu dem täglich viele Besucher kamen. Der Platz war nicht schlecht ausgesucht. Entgegen dem strengen wahabitischen Islam kennt der in Pakistan praktizierte Islam, sowohl der sunnitische wie der schiitische, durchaus Grabstätten von Heiligen, die verehrt werden und die viele Pilger anziehen, die angesichts ihrer religiösen Hochstimmung denn auch recht freigiebig sind.

Schon während der ersten Nacht kroch ich wieder nach draussen und legte mich auf meinen Schlafsack. Mitten in der Nacht hörte ich menschliche Rufe durch die strömende Brandung und sah im Dunkeln einen noch dunkleren Schatten mit einem Seeungeheuer kämpfen, das ich dann doch schnell als das nun fast ins Meer entkommende Zelt identifizierte und es mit Hans aus den Fluten rettete.

Bei der Erwähnung eines zu engen Einmannzeltes kommt eine andere Erinnerung vor meine Augen. In Detroit wurde ich eines Abends von einer Wohngemeinschaft von – ja, waren das zu der Zeit schon Hippies? - jungen, alternativen Menschen aufgenommen. Ich bot gleich meine Hilfe an, denn als ich gefragt wurde, wie alt ich sei, kam es sehr gelegen, dass ich soeben das 21. Lebensjahr erreicht hatte und somit für die ganze WG im Alkoholladen Bier kaufen durfte. Wahrscheinlich dadurch merkte auch eine junge, hübsche Mitbewohnerin, dass ich Geld bei mir hatte, was ich übrigens gerade erst im Schweisse meines Angesichts und mit krummem Rücken auf einer Tomatenplantage in Südontario verdient hatte. Als ich mich in einem oberen Stockwerk schlafen legte, kam sie und kroch zu mir in den eigentlich zu engen Schlafsack. Als ich wieder aufwachte, merkte ich, dass aus der neben mir liegenden Geldbörse das hart verdiente Geld weg war, und die Hübsche auch.

Wesentlich angenehmer war es natürlich im Bett, das ich manche Nacht mit Françoise in Paris teilte. Sehr viel angenehmer als jenes in Istanbul in der Einzimmerwohnung, deren erbauliche Aussicht auf den Bosphorus ich schon erwähnte. So himmlisch es war, eingemummelt bei Feuer im Ofen vor dem Fenster ganz hoch über dem Bosphorus sitzend, so hart waren die Nächte, die ich eingepackt in alle verfügbare Kleidung im Bett bibberte, während das Wasser im Glas auf dem Tischchen neben dem Bett sich zusehends in Eis verwandelte.

Zwar ist die Liste abenteuerlicher Übernachtungen noch lang, aber wo auch immer

ich die Nacht verbrachte, irgendwann ging es weiter.

Und so ging es einmal auch Richtung Westen. Nicht nur nach Irland. Diese Reisen gab es ja auch. Oder rauf nach Schottland um ein Boot zu finden, das mich mitnahm nach Island, was aber nicht klappte. Sondern weiter nach Westen, nämlich Nordamerika und zwar zunächst nach Toronto. Zweimal habe ich bei Gelegenheit schon vorgegriffen. Ein bisschen ausführlicher soll es aber werden. Die lange Reise durch Afghanistan und Pakistan hatte mit einem Krankenhausaufenthalt auf der Isolierstation in Unna geendet.

Inzwischen war ein Papier ins Haus geflattert, das mir gar nicht gefiel: der Einberufungsbescheid. Zu der Zeit gab es ja noch die „Wehrpflicht“, was für ein schönes Wort für „Kriegsvorbereitung“. Aber da meine Überzeugung war, Frieden könne nur herrschen, wenn man keine Kriege machte, hegte ich Abscheu gegen diese Uniform. Ich schrieb einen Brief auf Toilettenpapier – ja gut, jetzt bin ich auch nicht mehr stolz drauf -, in dem ich mitteilte, dass ich keine Zeit und ohnehin andere Pläne hätte. Den Brief warf ich kurz vor dem Abflug nach Toronto ein. Er hatte später interessante Folgeerscheinungen. Aber ich hätte niemals zum Militär gehen können. Es ging und geht mir so, wie es der französischen Gelehrten und Orientreisenden Alexandra David-Néel ging, die in ihrer ersten Veröffentlichung (Pour la vie), die sie im Alter von 20 Jahren schrieb, es so formulierte: **“Der Gehorsam ist der Tod. Jeder Moment, in dem der Mensch sich einem fremden Willen unterwirft, ist ein Moment, der von seinem Leben abgeschnitten wird.”**

In Toronto fand ich schnell nach Yorkville. Jeder, den ich fragte, kannte es. Ursprünglich ein Dorf am Rande Torontos, hatte es sich zu einem In-Viertel entwickelt, nördlich der Bloorstreet, einer der Hauptstrassen der Stadt. Es war nicht sehr beeindruckend. Es gab Cafés und Bars, und auf der Strasse hingen ein paar Typen herum, die sich für cool hielten. Keine Spur von der Atmosphäre, wie ich sie in Paris oder Istanbul erlebt hatte. Es war auch kein guter Ort zum Betteln, weil die „coolen“ Typen von den Angebettelten nur als faule Hunde angesehen wurden. Aber ich erfuhr wenigstens, dass es nicht schwer sein sollte, eine Unterkunft zu finden, wenn ich nur genug der jungen Leute ansprach, die hier herumhingen (heute würde man wohl den widerwärtigen Ausdruck benutzen „die hier abhingen“).

Schliesslich bot mir ein Mädchen an, in dem Haus zu bleiben, das sie sich mit mehreren andern jungen Leuten teilte. Es war ein zweistöckiges Haus, etwa fünfzehn Minuten südlich der Bloorstreet, wohin ich dann täglich zum Betteln ging. Das war nicht sehr ergiebig, aber zum Überleben reichte es, ja sogar dazu, die nahe öffentliche Wäscherei zu benutzen. Hier liess es sich zwar leben, aber mein Ziel war ja, mehr Geld zu verdienen, um mich auf den Weg zur Westküste zu machen. Das Arbeitsamt war in sofern unergiebig, als dass man mir keine Stelle anbieten konnte. Aber ich bekam den Tipp, mich in die Gegend von London, einer Kleinstadt südlich von Toronto zu begeben und dort nach Saisonarbeit in der Landwirtschaft zu suchen.

Eines Tages stand ich dann an einer der Auffahrten der Autobahn, die Richtung Süden führte. In London hatte ich auf dem Arbeitsamt ebenfalls keinen Erfolg. So entschloss ich mich, mich selbst auf die Suche zu machen, ging aus der Stadt hinaus, kam in landwirtschaftliches Gelände und wanderte stundenlang durch wunderschöne, leere Alleen. Ab und zu tauchte auf einer Seite der Strasse, meist etwas abgelegen, ein Haus auf. In meiner Erinnerung war dieses Suchen eine sehr romantische Erfahrung so merkwürdig das klingen mag. Aber das Gehen auf der geraden, völlig unbefahrenen Landstrasse, im Schatten der hohen grünen Bäume, beim einzigen Geräusch, dem Rauschen der Blätter, liess wieder in mir diese Art von Seelenfrieden entstehen, die von Einsamkeit, Stille und rauschende Pflanzen kamen. Und das, obwohl die ganze Lauferei erfolglos war. Zu jedem Hof führte ein lange Auffahrt, die ebenfalls von Bäumen gesäumt war, aber ich näherte mich jedem Gebäude mit Vorsicht, denn ich hatte schnell die Erfahrung gemacht, dass irgendwann während meiner Annäherung ein Hund anfangen würde zu bellen. Um ehrlich zu sein, muss ich sagen, dass, wenn mir das Bellen zu aggressiv oder zu nah schien, ich lieber wieder kehrt machte. Die Biester, die ich zu sehen bekam, erinnerten mich an die Hirtenhunde in Afghanistan, die immer an Stricken zurückgehalten werden mussten, um den Ankömmling nicht in Stücke zu reissen. Aber auch an den Höfen, bei denen ich anklopfte hatte ich kein Glück. Nirgends brauchte man einen Erntehelfer. Irgendwann empfahl mir eine Frau, ich solle in die nächste Kleinstadt Wallaceburg gehen und dort auf dem Arbeitsamt fragen, wo die Farmer nach Erntehelfern zu fragen pflegten. Ich folgte dem Ratschlag und landete in einer kleinen verträumten Stadt von etwa 10 000 Einwohnern, nicht weit von den grünen Ufern des St.Clair Rivers. Ich wurde umgehend an einen Farmer vermittelt, der mich nach einigen Stunden abholte. Die Fahrt ging zu Tomatenfeldern, die durch ihre Grösse furchterregend waren, verbunden mit der Gewissheit durch Erntehelfer, die den ganzen Tag im Akkord arbeiteten, abgeerntet zu werden. Wir fuhren am Feld entlang, wobei mir der Farmer erklärte, dass mein Verdienst davon abhängen werde, wieviele Tomaten ich am Ende des Tages geerntet haben würde. Dann fuhr er mich zu einem kleinen Holzhaus, das als Unterkunft für einige Helfer diente. Ich bekam ein Paar saubere Jeans zugeteilt und durfte mir Gummistiefel aussuchen, mir wurde mein Bett in dem einzigen Raum gezeigt, in dem noch drei weitere Helfer schliefen, und dann wurde ich am Rande des Feldes abgesetzt, bekam einen – wie ich fand – viiiel zu grossen Korb in die Hand gedrückt und schon ging es los. Dieser erste Arbeitstag war nicht allzu schlimm, da er für mich erst am Nachmittag begonnen hatte und zwei Stunden später Feierabend war.

So vergingen die Tage mit der Arbeit auf dem riesigen Feld. Nur wenige wissen noch, wie hart Feldarbeit ist. Es war heiß. Der Rücken schmerzte, und weil es Akkordarbeit war, richtete man sich jedes mal nur mit schlechtem Gewissen auf, um sich zu strecken und den Schmerz für kurze Zeit zu lindern. Mein schlechtes Gewissen nahm mit jedem Tag ab, und damit auch die Menge der Tomaten, die ich abends ablieferte.

Und eines Tages beschloss ich, nach der Mittagspause nicht mehr zurück aufs Feld zu gehen, sondern den kleinen Fluss zu geniessen, der sich nur ein paar Meter hinter dem Haus durch wildes Buschgelände schlängelte. Er war nur etwa fünf Meter breit,

die Strömung war nicht stark in dieser Ebene, das Wasser war so klar, dass man die Kiesel auf dem Grund und die Wasserpflanzen sehen konnte. Unbequem war nur, dass das Ufer so stark bewachsen war. Aber ich richtete mir ein Plätzchen an einer Stelle ein, an der statt Buschwerk nur hohes Gras wuchs. Anschliessend schwamm ich nun oder ruhte in dem von mir gebauten Nest.

Nach einigen Tagen war das Feld abgeerntet. Den geringsten Lohn erhielt ich, hatte dafür aber sicherlich die angenehmste Zeit bei dieser Arbeit verbracht. Es reichte nicht, um es bis in den Westen Kanadas zu schaffen, aber ich hatte genug Geld, falls man mich an der Grenze zu den USA nach Geld fragen würde, wie man das bei jeder Einreise in das Vereinigte Königreich Grossbritannien immer getan hatte.

Zwischen den längeren Reisen war ich nämlich in verschiedene Länder Europas getrampt. Die Einreise nach England war immer mit einer längeren Prozedur verbunden. Wie lange man bleiben wolle, wo man bleiben wolle, wieviel Geld man habe. Diese absurde Prozedur mussten sogar meine Frau und ich Jahre später bei der Einreise in Jersey über uns ergehen lassen, als wir mit dem Flugzeug kamen und sicherlich sehr bürgerlich, d.h. vertrauensvoll, aussahen.

Trampen und betteln war in England – eben im Unterschied zu Schottland, ohne Witz! - überdurchschnittlich gut. Hier machte sich Ende der 60er Jahre bereits ein Einfluss der langhaarigen Beatkultur bemerkbar. Direkt am Trafalgar Square gab es in einem Gebäude eine Armenküche, in der abends an Gammler, Wohnungslose, Stadtstreicher warmes Essen ausgeteilt wurde. Ich weiss nicht, ob die ganze Organisation, die dahinter stand, Puritaner waren, aber die Frau, die mich mehrmals bediente und mich eines Tages ansprach, war es.

Mein alter Reisekumpan aus asiatischen Zeiten war auch eines Tages in London eingetroffen, mit dem Zug in der Victoria Station. Und so waren wir eines Tages zu zweit in der Armenküche. Als besagte Frau hörte, dass wir keine Unterkunft hatten, bot sie uns an, für einige Zeit bei ihr und ihrem Mann zu wohnen. Das war ein erstaunliches Angebot, da uns die Frau ja gar nicht kannte. Das Haus war eines jener typischen englischen Reihenhäuser aus Backstein, auf der anderen Seite der Themse, aber noch klar in der Innenstadt. Auch die Einrichtung liess darauf schliessen, dass es sich nicht um eine arme Familie handelte. Wir bekamen das Gästezimmer zugewiesen, und das besonders Erstaunliche geschah drei Tage später, als das Paar uns nämlich eröffnete, dass sie für ein paar Tage verreisen wollten und sie froh wären, wenn wir auf das Haus aufpassen würden. Die Tage ihrer Abwesenheit waren eher Anstrengung statt Erholung. Was immer wir anfassten, fassten wir vorsichtig an, um ja nichts zu beschädigen. Schliesslich durften wir so viel – eigentlich völlig unerklärliches - Vertrauen nicht missbrauchen. Wir hätten das ganze Haus ausräumen und uns aus dem Staub machen können. Als sie wiederkamen, fanden sie hoffentlich alles so vor, wie sie es verlassen hatten. Mir ist dieses Vertrauen nach fast fünfzig Jahren noch so unerklärlich, dass ich es hier einfach erwähnen musste.

Zurück nach Kanada. Nach der Tomatenernte setzte eine fast schon hektisch zu nennende Reisetätigkeit ein. Nach einem kurzen Abstecher nach Detroit in den Staaten ging es zurück nach Toronto, wo ich die Tage wieder auf der Bloorstreet und in Yorkville verbrachte. Dort sprachen mich eines Tages zwei Japanerinnen an und fragten mich, ob ich einmal an einem Treffen teilnehmen möchte, auf dem es umsonst zu essen gäbe und wo ich einem buddhistischen Ritual beiwohnen könne. Ich fand mich zum angegebenen Zeitpunkt an der angegebenen Adresse ein und traf auf ein etwa ein Dutzend Japaner und zwei etwas verschüchterte Kanadier. Es herrschte eine lockere fast fröhliche Atmosphäre. Dann ergriff eine mittelalte Japanerin das Wort und erzählte von Buddha und insbesondere von dem von ihnen praktizierten Nichiren Buddhismus, dessen Bezeichnung auf den Namen seines japanischen Begründers im 13. Jahrhundert zurückgeht. Die Andacht – wenn man es so nennen will – besteht vor allem aus dem ständigen Rezitieren des Mantras *Nam Myoho Renge Kyu*, „im Namen des Lotussutras“. Letzteres ist eine der bedeutendsten Schriften des Mahayana-Buddhismus, also des Buddhismus des grossen Gefährts, einer späteren Schule, der es wichtig war, nicht für sich allein im Kleinen Gefährt, dem Hinayana-Buddhismus für die eigene Person nach Buddhaschaft zu streben, sondern möglichst viele in das Boot der Erlösung zu holen.

Der Gedanke hinter dem Rezitieren ist, dass die Schwingungen des Mantras einen positiven Einfluss auf den Geisteszustand des Rezitierenden und damit auch auf seine Umgebung haben soll. Es erinnert an die tibetischen Gebetsmühlen, die allein dadurch, dass das in ihnen enthaltene Papier mit dem Mantra *Om mani padme hum* einen positiven Einfluss in das All trägt. Es widerspricht im Grunde genau der Lehre des Buddha, der jede Form von Ritualismus anging und darin eine Sperre für die geistige Weiterbildung sah. Nun gut, jedem das seine. Wer bitte mag wohl all die christlichen und anderen monotheistischen Gebete hören? Der alte Mann mit dem langen Bart etwa? Oder die jungfräuliche Mutter Gottes vielleicht? Vielleicht besonders wenn man eine Ikone von ihr besabbert?

Danach gab es das für uns eigentlich Interessante, das Essen. Das Mantra muss mir sehr geholfen haben, denn es gab kein Sushi, mit dem man mich bis nach Patagonien jagen kann – mindestens. Erst Jahre später kam ich nicht umhin, mir das mehrmals anzutun, wenn ich in Japan von Freunden und Kollegen eingeladen war.

Von nun an nahm ich an den wöchentlichen Treffen teil. Eines Tages wurde angekündigt, dass ein grosses Ereignis bevorstünde: Das All America Nichiren Meeting in Washington, USA. Die Fahrt fand mit dem Bus statt, und wer kein Geld hatte, dessen Reisekosten wurden übernommen. Auf nach Washington! Was im Bus stattfand, war genau das Cliché, das viele zumindest aus dem Fernsehen kennen: eingeweitschte Euphorie. Jeder war happy. Noch mehr happy wurden die Busreisenden, als unterwegs die Namen der Teilnehmer aufgerufen wurden, um zu kontrollieren, ob alle dabei waren. Als mein Name aufgerufen wurde und ich mit einem lauten „jawoll!“ antwortete, ging ein schallendes Lachen durch den Bus, denn jedem war dieses „jawoll!“ aus den antideutschen Kriegsfilmen bekannt, wenn

irgendeine Uniform strammzustehen hatte.

Vom Treffen gibt es nicht viel zu berichten. Es waren viele Busse aus allen Teilen der USA und Kanadas dort und Tausende von Menschen in einer Riesenhalle. Ich selbst habe mich mehr ausserhalb aufgehalten, wie ich es auch später – heute kann ich das ja eingestehen – bei wissenschaftlichen Kongressen getan habe.

Zurück in Toronto hörte ich von einem grossen Konzert, das in der Nähe von New York stattfinden sollte, und auf dem auch Musiker auftreten sollten, die ich sehr mochte und immer noch mag, wie z.B. Joe Cocker, Jimmy Hendrix, Janis Joplin usw. Ich bin vorher und auch nachher kein grosser Konzertbesucher gewesen. Viele Jahre habe ich unter Agoraphobie und Claustrophobie gelitten, aber diese Namen verkörperten für mich das Gefühl einer neuen Zeit, eines Aufbruchs. Wegen all der grossen Namen sollte der Eintritt nicht billig sein, aber ich hatte ja noch Geld von der Tomatensklaverei, wenn auch einiges davon gestohlen worden war. Das Konzert sollte angeblich in der kleinen Stadt Woodstock im Staate New York stattfinden. Wenn man in die Gegend von New York will, kann man von Toronto aus über Detroit, Cleveland, durch Pennsylvania fahren, oder auch entgegengesetzt, in nördliche Richtung über Montreal und dann nach Süden. Von der Entfernung her kommt es fast auf dasselbe raus. Die nördliche Richtung erschien mir diesmal die attraktivere, ohne dass ich wusste, wie tief ich nach Frankreich hineingeraten würde.

Montreal unterschied sich so sehr vom angelsächsischen Kanada, dass ich mich wirklich nach Frankreich zurückversetzt fühlte, wunderbar! Es war bei weitem nicht nur die Sprache, die auf einmal nur noch Französisch war und die schon allein eine andere Atmosphäre schafft. Aber vervollkommen wurde das durch die Bistrotts, die genauso aussahen, wie die in Paris, dem Duft nach Croissants, den „cafés noirs“ und dem „vin rouge“, und vor allem sass man draussen, an kleinen wackligen Tischen auf kleinen wackligen Stühlen, rauchte Gauloise oder Gitane.

So gut mir Montreal gefiel, mein Ziel war ein anderes, und so ging es nach Süden in die Vereinigten Staaten Richtung Woodstock. Je näher man Woodstock kam, desto öfter traf man auf junge Leute, denen man sofort ansah, dass sie dasselbe Ziel hatten. Von ihnen erfuhr ich, dass das Festival nicht in Woodstock, sondern in einem Dorf stattfand, das gut 70 Kilometer entfernt von Woodstock lag. Auf den letzten Kilometern dorthin brauchte man nur mit der Karawane mitziehen, die aus den verschiedensten Autos bestand, die nur eines gemeinsam hatten, nämlich ein Baujahr, das länger zurücklag, Motorräder, Kleinlaster, Traktoren, Busse...Schliesslich bewegte sich nicht mehr viel, was Motoren hatte. Die Fahrzeuge parkten immer häufiger am Strassenrand, die Karawane bestand bald nur noch aus Fussgängern. Nun weiss man ja aus etlichen Quellen, Büchern, Filmen und nicht zuletzt aus dem Internet, dass auf den Weiden, die von einem Bauern angemietet worden waren, sich zwischen 450 000 und 500 000 Menschen getroffen haben sollen. Es ist ja immer wieder interessant, in Berichten über Demonstrationen zu lesen, wie unterschiedlich die Teilnehmezahl je nach Informationsquelle ist. Aber im Falle von Woodstock

glaube ich schon, dass die Anzahl der Teilnehmer irgendwo in dem Bereich lag.

Man darf sich nicht vorstellen, dass sich all diese Menschen geschlossen vor der gigantischen Bühne aufhielten. Was man auch in Filmen über das Festival sehen kann, aber doch ein ganz anderes Gefühl hinterlässt, wenn man mitten drin gesteckt hat, ist die ständige Bewegung, die den grössten Teil der Menge ausmachte. Tausende waren ständig unterwegs, auf der Suche nach ihrer Unterkunft, nach Essen und Trinken, nach Toiletten, nach Bekannten usw. Bekanntermassen regnete es einen grossen Teil der Zeit und man watete mehr als man ging durch den Schlamm, zu dem das grasige Weideland geworden war. Schuhe machten keinen Sinn mehr. Wer an ihnen hing, trug sie in den Händen oder zusammengeschnürt über der Schulter, andere hatten sie einfach im Morast stecken lassen. Manche lagen auf Decken, die sie über den Schlamm ausgebreitet hatten, und manche machten darauf Liebe. Aber es war mitnichten eine grosse Sexorgie.

Was war es eigentlich, dieses Musikfestival, das nach über vierzig Jahren noch Gegenstand des Interesses der Medien ist? Es lässt sich sicher nicht auf eine einfache Formel bringen. Dahinter stand die Sehnsucht nach einer neuen Welt. Ja, es war die Suche nach Utopia, aber auf eine ganz konkrete Art, die Utopia für drei Tage zur Wirklichkeit machte. Trotz des miserablen Wetters, der schlechten Versorgungslage, der Schwierigkeit Schlafplätze zu finden, kam keine Aggression auf. Später hiess es in den Medien, wären annähernd so viele bürgerliche Menschen zusammengekommen, hätte es ein Blutbad gegeben. Aber hier gab es keine bösen Zwischenfälle, trotz der reichlichen Einnahme von Drogen. Selbst darum hatten sich die Veranstalter gekümmert. Mehrmals am Tage wurde von den riesigen Lautsprechern vor unbedachtem Konsum von Rauschmitteln gewarnt, und die Leute, die schlechten Stoff gekauft hatten, wurden aufgefordert, das den Organisatoren zu melden.

Ich selbst hatte übrigens eine Ecke in einem Stall gefunden, wo ich in meinem Schlafsack, der nun schon in ganz Europa, den meisten Ländern des Nahen und Mittleren Ostens und Nordafrika mein Himmelbett gewesen war, auf nicht allzu sauberem Stroh schlief.

Es liegt sicherlich nicht nur an der Menge der Teilnehmer, dass Woodstock in die Geschichte eingegangen ist. Hier trafen sich Hunderttausende von Menschen, die einen Gegenentwurf zum bürgerlichen Leben nicht nur für theoretisch möglich hielten, sondern ihn lebten, ein Leben gegen die Spiesser, die Machthungrigen, die Gierigen, gegen die Schleimer und Angepassten genauso wie gegen diejenigen, die glaubten, sich aufgrund ihrer Macht oder ihres Ruhmes nicht an die Spielregeln menschlichen Zusammenlebens halten zu müssen. Ich glaube, dass das Vorleben dieser Alternative von vielen verstanden worden ist, in verstärkter Masse dadurch, dass dieses Denken von den lebenden Symbolen auf der Bühne zu identifizieren war.

Von einem Bekannten, einem Musiker, wurde ich später gefragt, welchen Eindruck

denn dieses Erlebnis, Künstler wie Joan Baez, Jimmy Hendrix, Joe Cocker usw. live zu sehen und zu hören, auf mich gemacht habe. Diese Frage brachte mich in ernsthafte Verlegenheit. Der Grund war nicht nur der lange zeitliche Abstand, sondern auch der emotionale. Nicht, dass ich kein Fan dieser Musiker mehr bin. Erst letztes Jahr hat mein Sohn mir eine DVD mit Jimmy Hendrix' Auftritt in Woodstock geschenkt, weil er wusste, wie sehr ich diesen Musiker mag. Ich antwortete meinem Bekannten in einer Art, die ich nur zögerlich vorbrachte, da sie mir arrogant schien: Die vielen Erlebnisse nach und selbst vor Woodstock haben den Eindruck, grosse Künstler zu sehen, relativiert. Wenn man einmal im afghanischen Nichts einem bis an die Zähne bewaffneten Nomadenstamm gegenüber stand, ist man gegen so manche Eindrücke abgehärtet. Ich weiss, dass so gut wie alle, die Afghanistan nicht kennen, und vor allem nicht sein Niemandsland – und zu den Menschen gehören auch die Afghanen in den Grosstädten, die sich niemals in die Wildnis ihres eigenen Landes wagen – keine Ahnung von der Gefährlichkeit der Nomaden haben, jene, die keinerlei Autorität, die von Aussen kommt, anerkennen. Solche Erlebnisse brennen sich in das Bewusstsein ein und formen es, geben ihm eine Struktur, die weitere Erlebnisse beeinflusst.

Zurück in Toronto lernte ich einen jungen Engländer kennen, der mir in seinem Apartment im Rochdale-College Unterkunft gewährte. Rochdale war eine Institution der Stadt Toronto, eine sogenannte freie Universität. Alles was es brauchte, an Lehrveranstaltungen teilzunehmen war genug Interesse. Das grosse Gebäude an der Bloorstreet beinhalten Veranstaltungsräume und kleine Wohnungen mit Kochgelegenheit, die sehr billig vermietet wurden. Entsprechend den Lehrern, die alle der alternativen Szene – wie man heute sagen würde – zuzurechnen waren, waren auch die Veranstaltungen eher im humanwissenschaftlichen Bereich, also viel Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie und Literaturgeschichte. Übrigens müsste es im Internet einen Beitrag über das Rochdale College geben.

Aber dann kam der Tag des Aufbruchs in den Westen. Das Ziel sollte Vancouver sein, aber da bis kurz vor dem Ziel, auf den langen einsamen, flachen Strassen durch Ontario, Manitoba, Saskatchewan und Alberta nichts erwähnenswertes geschah, wog das, was in den Rock Mountains geschah, um so viel mehr, dass ich dem hier einige Zeilen widmen muss. Ich hatte oben in aller Kürze das Gefängnis von Calgary erwähnt, was hier nun ausführlicher Erwähnung finden soll. Und eigentlich weniger das Wie, sondern besonders der Grund, warum ich hinter Gitter mit Aussicht auf die verschneiten Berge geriet.

Der Wagen, der mich mitgenommen hatte, fuhr auf den idyllischen Wintersportort Banff zu, als die Besatzung eines Polizeiwagens unseren Wagen stoppte. Wir hätten Gas geben sollen!

Einer der beiden Polizisten, Royal Canadian Mounted Police!!!!, blieb etwas entfernt vom Wagen stehen, während der andere zielstrebig bestimmte Stellen im Inneren des Wagens abtastete. Als er die Mittellehne des Rücksitzes nach oben klappte, wusste

ich, dass es um uns geschehen war. Der Fahrer hatte dort ein winziges Stück Haschisch versteckt. Er hatte sich zwischendurch, wenn wir rasteten, einen Joint reingezogen. Ich hatte zu jener Zeit mit Drogen nichts mehr zu tun. Es war aber auch nichts Anstössiges für mich. Beim Trampen in Pakistan war es – wie erwähnt - eine meiner Aufgaben als Beifahrer in Lastwagen für den Fahrer einen Joint nach dem anderen zu rollen, besonders bevor ich mich auf das Dach über der Führerkabine zum Schlafen zurückzog. Hier nun hatten wir ein Kapitalverbrechen begangen. Wir wurden in das Polizeiauto bugsiiert und in die Stadt gefahren. Ich war wie benommen, sodass ich mich nur daran erinnere, wie die Polizisten die an der Strasse hockenden Indianer beschimpften.

Was mich besonders drückte, war die Tatsache, dass das Haschisch nicht mir gehörte, ich aber mit hängen würde. Das Grübeln beschäftigte mich auch in der von oben bis unten vergitterten Einzelzelle in der Polizeistation. Bei Schichtwechsel kam einer der Freunde und Helfer zu mir, beugte sich nahe an die Gitterstäbe und sagte: "Lass Dir noch die Haare abschneiden, sonst wirst Du morgen schuldig gesprochen." Ich konnte nicht glauben was ich hörte und sah ihn nur an. Er wartete einen Moment, dann ging er.

Es kam der nächste Tag, und es kam so, wie er es mir vorausgesagt hatte. Wir kamen vor einen Einzelrichter und wurden beide zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Wir wurden in das Gefängnis von Calgary gebracht, wo jeder eine Einzelzelle, wie oben beschrieben, beziehen durfte. Mit freier Einsicht, ob man im Bett lag oder auf der Toilette sass. Diese Erniedrigung erzeugte eine Menge Hass auf die Gesellschaft, die so etwas erlaubt. Da ich mich weiterhin weigerte, mir die Haare abschneiden zu lassen und mich zu rasieren, wurde mir jede Lektür verboten, ebenso wie das Schreiben.

Aber es gelang mir, Papier und einen Bleistift in die Zelle zu schmuggeln und ich schrieb eifrig Gedanken nieder, die ich einmal veröffentlichen wollte, mir aber jetzt zu pauschal und banal vorkommen, da sie zu der Zeit von meiner Wut auf Nordamerika formuliert waren. Für zwei Wochen wurde allerdings meine Kreativität zwangsläufig unterbrochen. Weil ich nicht klein beigab und mich weiterhin weigerte, den bürgerlichen Normen nachzukommen, wurde ich eines Tages in das "hole", das loch, gesteckt. Es gab im Keller des Gebäudes einen Gang mit Dunkelzellen. Die waren winzig, hatten als einzige Einrichtung eine Pritsche und daneben ein Loch im Boden. Ein schwaches Licht brannte vierundzwanzig Stunden, eben hell genug, dass man sehen konnte, wie man den Löffel zum Mund führte, wenn es die einzige Mahlzeit am Tag gab. Auf demselben Flur lag auch die Wasserzelle, in der man sich nicht hinsetzen konnte, was den Insassen schwächen sollte, oder, wie gesagt wurde, friedfertig machen sollte.

Obwohl die Zellen gut isoliert waren, hörte man immer jemanden schreien. Manche versuchten, sich mit Klopfzeichen zu verständigen, aber da ich kein Profi war. Verstand ich die Signale nicht. Gottseidank litt ich zu der Zeit nicht an

Klaustrophobie. Ich glaube, das hätte zum Herzstillstand führen können. Aber Tage lang in der ewig gleichen Dunkelheit zu sein, macht trotzdem wahnsinnig. So begann ich alle Volkslieder laut zu singen, an die ich mich erinnern konnte. Leider war mein Repertoire sehr beschränkt, sodass "Kommt ein Vogel geflogen..." sicher dreissig mal am Tag aufgeführt wurde.

Nach meiner Entlassung aus dem "hole", wohlgemerkt mit langen Haaren und Bart, erlebte ich auch mein zweites Powwow. Die Indianer hatten ihren eigenen Trakt. Wenn man irgendwohin gebracht wurde, konnte man sie in den Gängen stehen sehen, gekleidet entsprechend ihrer sozialen Stellung, Häuptlinge in vollem Schmuck, einschliesslich Federschmuck. Am ersten Weihnachtstag wurden wir Gefangenen in ein grosses Auditorium gebracht, und hier kamen nacheinander Indianer in feierlicher Kleidung auf die Bühne, einige davon mit Instrumenten, allerdings leider ohne Waffen. Nach einer längeren Trommelei mit verschiedenen Rhythmen begann ein Tanz begleitet von Gesang. Ich kann bis heute nicht nachvollziehen, was die Indianer dabei empfanden. Auf der einen Seite wurden sie ja als exotische Exemplare der kanadischen Gesellschaft zur Schau gestellt, auf der anderen Seite waren sie vielleicht sogar stolz darauf, Teile ihrer Tradition vorstellen zu dürfen, oder auch nur mal aus der Zelle zu kommen um Abwechslung zu haben. Ich tippe auf Letzteres.

Kurz vor der Entlassung wurde ich in ein Büro gebracht, in dem zwei Zivilisten sassen und ein Wächter stand. Sie sassen nebeneinander an einem Schreibtisch mit einigen Papieren vor sich. Vor dem Tisch stand ein leerer Stuhl, auf den sie deuteten, sodass ich ihrer höflichen Einladung Folge leistete. Nachdem sie mich eine Zeit lang angesehen hatten, begann einer mich nach persönlichen Daten zu fragen. Nun wurde mir klar, dass es nicht so sein würde, wie ich mir gewünscht hatte, nämlich, dass man einfach die Tür aufschliessen würde, und ich würde als freier Mann hinausspazieren und einfach meine Reise fortsetzen.

Die beiden Schlipsträger am Schreibtisch aber enttäuschten mich umgehend. Sie erklärten mir, dass ich durch die Gefängnisstrafe mein Aufenthaltsrecht für Kanada verloren habe und dass in ein paar Tagen zwei Männer mich zum Flugzeug begleiten würden. Die Beteuerung, dass die Strafe unverdient war, dass ich glaubte, durchaus ein brauchbarer Bürger des Staates sein zu können, die grosse Wahrscheinlichkeit, dass in Deutschland ein Prozess wegen Fahnenflucht auf mich warten würde, all das entlockte den beiden guten Menschen nicht einmal ein Schulterzucken. Auch mein Wunsch, mich in die französischen Inseln St. Pierre et Miquelon, die direkt vor der kanadischen Küste liegen, aber französisches Staatsgebiet sind, ausreisen zu lassen, veranlasste nicht einmal ein Muskelzucken in ihrem Bürokratengesicht. Sie waren halt ganz korrekte Vertreter ihrer verheuchelten und verlogenen Gesellschaft.

Apropos verheuchelt. Da fällt mir ein Spruch des chinesischen Meisters Lao-Tse ein: Ruhm ist deines Leibes Not, Gewinn ist Deines Wandelns Kot. Wer die Übersetzung angefertigt hat, weiss ich nicht mehr. Ist ja auch egal. Dieser Vers fiel mir nur gerade ein, als meine Frau und ich im Dorf spazieren gingen und wir sahen, wie sich zwei

SUVs begegneten, die auf der etwas schmalen Strasse mit Mühe und Not aneinander vorbeikamen. Diese idiotischen Wagen sind natürlich für Idioten gebaut, dumme Menschen, deren Ego etwas möglichst Grosses besitzen muss, um das eigene Selbstbewusstsein zu vergrössern. Es handelt sich also um einen klaren psychologischen Defekt.

Solche Verse hatte ich in meiner Einzelzelle im Gefängnis von Calgary geschrieben, auf geschmuggeltes Papier mit geschmuggeltem Stift, da mir schreiben und Lesen ja wegen meiner Weigerung die Haare kürzen zu lassen, verboten war. So passt diese Meinung zu bestimmten menschlichen Defiziten also durchaus hierhin.

Drei Tage später brachte mich ein Polizeiwagen zum Flughafen Calgary, und mir wurde die Ehre zuteil, bis Toronto einen Flugbegleiter zu haben, der aufpasste, dass ich nicht irgendwo absprang. In Toronto begleitet er mich bis an die Kabinentür einer KLM-Maschine, die über Schiphol nach Köln flog und übergab dem Chefsteward meinen Reisepass mit der Aufforderung, ihn mir erst in Köln wieder auszuhändigen. Da ich einem oder mehr neuen Reisebegleitern in Köln abgeneigt war, bat ich den Steward auf halben Wege über dem Atlantik zu mir zu kommen, da ich mit ihm sprechen wollte. Er kam und setzte sich neben mich. Ich schilderte ihm meine Situation und fragte ihn, ob er mir den Reisepass schon vor Amsterdam aushändigen könne, schliesslich gelte ich in den Niederlanden als freier unbescholtener Bürger. Und er tat es. Später habe ich bedauert, dass ich nicht nach seinem Namen gefragt habe und mich bei ihm bedankt habe. Und ich habe auch erfahren, dass am Flugzeug in Köln zwei Feldjäger auf mich gewartet haben. Schade, dass ich deren Gesicht nicht gesehen habe.

Hier kürze ich ab und nehme den Faden wieder auf in der Kaserne, nachdem ich mich freiwillig dort am Tor gemeldet und für das bisschen Verspätung entschuldigt hatte. Die ersten Tage waren problematisch. Nicht für mich, sondern für meine "Vorgesetzten", die alle nicht wussten, was sie mit mir anfangen sollten. Das Problem fing schon am nächsten Morgen an, als irgendein Volltrottel den Raum betrat, einer Trillerpfeife ein Ohren betäubendes Trillern entlockte und ich mich auf die andere Seite drehte, während meine Kollegen wie hochgescheuchte Hühner aus den Betten sprangen. Da gab es schon die ersten Schreiereien. Mein Gott, war das schön auf dem Friedhof von Lahore! Etwas später stand ich auf, zog mich an und machte mich auf die Suche nach Frühstück. Auf der Treppe kamen mir drei Uniformierte entgegen, und ich grüsste, den Umständen entsprechend freundlich: "Tach!". Den drei blieb der Mund offen stehen. Einer von ihnen war der Uniform nach ein höherer Rang. Er schrie mich an: "Können Sie nicht grüssen, Mann?" "Hab' ich doch gerade, können Sie nicht hören, Mann?" Bevor er die Sprache wiederfand, war ich zur Tür hinaus. Aber kürzen wir hier etwas ab.

Zu jener Zeit hasste ich das Militär. Ich war Sohn einer Familie, die am Krieg zerbrochen war, es war die Zeit des Vietnamkrieges, eines der widerlichsten Verbrechen der modernen Zeit. Mit vierzehn hatte ich den Koran gelesen, in der Bibel

immer ein bisschen, ich betrachtete mich als Buddhisten, für mich war Militär die Verkörperung des Schlechten an sich, synonym für Massenmord, und die Hampelmänner in Uniform, die auf Kommando durch die Gegend sprangen, verachtenswerte Äffchen. Niemals sollte mir jemand befehlen können, was ich zu tun hätte. Zwar war ich nicht so naiv zu glauben, dass ich als einzelner etwas gegen die Kriegstreiber, die ich immer in den hohen politischen Ämtern, hinter den Schreibtischen der grossen Konzerne, in den Kreisen der religiösen Verwaltungsapparate gesehen habe, etwas ausrichten könnte. Aber es gab ja viele Kriegsdienstverweigerer. Das war ja eine ganze Bewegung. Zwar war die Motivation nicht in allen Fällen identisch, aber einig war man in der Überzeugung, dass man Kriege vermeiden müsse.

In meinem Falle war es die jugendliche Überzeugung, dass es keinen Krieg geben könne, wenn sich jeder weigerte, Soldat zu werden. Dass das Problem wesentlich komplexer ist, wurde mir erst später deutlich, je mehr ich erkennen musste, dass dieselben Verbrechen auch von Zivilisten begangen wurden. Von den zivilen Massenmördern, die aus religiösen und ethnischen Gründen auf dem Balkan unmenschliche Verbrechen begingen, über die jüdischen Morde, die Besetzungen palästinensischen Bodens, bis zu Beamten, die in allen Gegenden der Welt von Verbrechern wie Mugabe oder den Militärs von Myanmar hörig sind, ist die Welt von zahllosen zivilen Kriegsbejahern bevölkert. Die Rolle des Militärs, das in solchen Fällen als "Helfer" eingesetzt werden kann, hat mich in meiner starren Position verunsichert, womit es mir sicher wie vielen anderen, ursprünglich Gleichgesinnten, geht. Diese Gesinnung kann aber anscheinend nur ambivalent bleiben, wenn man sieht, wie Hilfe und Massenmord in einer Weise ineinander übergehen, die es einem schwer machen, das eine vom anderen zu unterscheiden. Wie "schön" deutlich wurde das in dem Video von Wikileaks, das klar zeigt, wie mit Eiseskälte von amerikanischen Soldaten, den besten Freunden von Adenauer bis Merkel, Zivilisten kaltblütig ermordet werden.

Im Süden Dortmunds liegt die triste Vorstadt Aplerbeck. Eigentlich fand ich die ganze Gegend trist. Bochum, Dortmund, Essen. Der künstliche Lokalpatriotismus, der in den letzten Jahren das Ruhrgebiet attraktiv machen soll, überzeugt mich nicht. Eine meiner misslungenen Vorstellungen als Professor in Turkologie war in Essen. Ich erinnere mich an die Ankunft dort mit dem Zug, an den ganzen Weg zum Unigebäude und an das graue Unigebäude mit den überall klebenden Zetteln und Schmierereien. Trist, trist. Ich war nach dem Vorsingen aus der Tür heraus und war froh, als ich schon ahnte, dass ich hier nicht enden würde.

In Aplerbeck war ich in einer Drei-Personen-WG in einem einzigen Raum gelandet, habe dort meine damals zukünftige und ehemalige Ehefrau kennengelernt, geheiratet und bin mit ihr in eine winzige Zweizimmerwohnung unter das Dach in einem vierstöckigen Haus in der Innenstadt von Dortmund gezogen. Vielleicht merkt man, dass ich diese Erinnerungen schnell hinter mir lassen will. Also, so schnell wie

möglich, nur ganz weglassen wäre unehrlich.

Wir wohnten also in der zentral gelegenen Viktoriastrasse. Sofort fliehen meine Gedanken zu einer anderen Victoria Street. Die Hauptstrasse von Alderney, des Hauptorts der kleinen Kanalinsel im Ärmelkanal. In der Victoriastreet dort liegt die Post, von der ich einige Jahre die Briefmarken der Insel zugeschickt bekam. In der Viktoriastrasse in Dortmund habe ich keine Briefmarken gesammelt. Ich war ganz und gar damit beschäftigt, in Deutschland wieder Fuss zu fassen, mich als Ehemann zu bewähren, wozu ein stabiles Streben gehörte.

Die winzige Wohnung unter dem Dach, zwei sehr kleine Räume mit schrägen Wänden, je eine Dachluke mit Sicht in den Himmel, eine winzige Toilette, war für mich akzeptabel, aber für meine damalige Frau sicherlich eine Zumutung. Sie kam aus einer sogenannten gutbürgerlichen Familie mit Reihenhauserbe und ohne Geldprobleme. Der Vater drohte mich zu erschiessen, wenn ich mich dem Haus nähern würde. Meine offenbare Armut und Berufslosigkeit kann der Frau nicht gefallen haben. So gab es Lug und Betrug von Anfang an und ich habe nie begriffen, warum sie mich geheiratet hat.

Ich versuchte also, nach etwas Stabilem zu streben. Da ich nichts gelernt, nicht einmal Abitur hatte, dafür aber einige Sprachkenntnisse und viel Interesse an anderen Kulturen von meinen Reisen mitgebracht hatte, meldete ich mich an dem Dolmetscher-Institut gleich um die Ecke an. Ich war dort zwar nicht glücklich, aber ich machte nach nur einem knappen Jahr einen Abschluss als staatlich geprüfter Dolmetscher für Englisch. Ein Beispiel für meine Unzufriedenheit war die Arroganz der Lehrer. Aus welchem Grund auch immer mochte mich der Englischlehrer nicht. Ich hatte schulterlange Haare und schlampige – obwohl ich selbst sagen würde "einfache" - Kleidung, er war Anzug- und Schlipsträger und Klugscheisser. Als ich einmal das Wort "Arbeitsamt" mit "man power office" übersetzte, fuhr er aus der Haut und schimpfte, ich solle diese Phantasiewörter sein lassen, es hiesse "labour exchange office". Das stimmte ja für England, aber ich trug in meinem Pass einen Stempel, der mir bescheinigte, dass ich in Toronto auf Arbeitssuche das "man power office" aufgesucht hatte. Solche Erlebnisse hatten auf mich eine positive Wirkung, insofern sie mich später als Lehrer aufmerksamer werden liessen.

(Wenn ich das Folgende nun in Klammern anhängen würde, dann weil es in eine ganz andere Zeit zurückgeht, mir aber in diesem Moment bei der obigen Schilderung einfällt: Es war in einer der letzten Klassen auf dem Gymnasium bevor ich aufgab. Es ging um einen Aufsatz in der Deutschstunde. An das Thema kann ich mich nicht erinnern. Ein Mitschüler hatte treffend die Stimmung eines Regentages beschrieben. Dazu gehörte der Geruch von Regenwürmern auf dem Bürgersteig. "Was für ein Quatsch! Was sollen denn die Regenwürmer da, etwa weil sie durstig sind?" machte sich der Lehrer lustig. Dabei hatte ich diesen Geruch in der Nase, sobald ich an Regenwetter in der Stadt dachte. Beobachtungsgabe mangelhaft, hätte man dem Lehrer sagen sollen!)

Da meine damalige Frau in einem Büro ganztags tätig war, hatte ich Zeit, neben meinen autodidaktischen Sprachstudien, die auch Französisch, Türkisch, Tibetisch und Arabisch umfassten, weiterhin der buddhistischen Meditation nachzugehen. In einem der winzigen Zimmer hatte ich eine hölzerne Buddhastatue auf eine Kommode gestellt. Vor dieser sass ich im Lotussitz, wann immer ich die Musse dazu hatte. Dieses Sitzen vor einer Buddhastatue macht ja viele Leute glauben, dass Buddhisten Buddha anbeten. Tatsächlich lehrten Lehrer damals an den deutschen Schulen, Allah sei der Gott der Muslime und Buddha der Gott der Buddhisten. Zu diesem Irrtum mag auch die Tatsache verleiten, dass man oft von buddhistsichen Göttern hört, was sich als "Wissen" verfestigt hat. Die Götter, die einige Tibeter noch heute verehren, stammen aus der vorbuddhistischen Zeit Tibets und wurden vom Buddhismus nie verdrängt, weil der Buddhismus eine Lehre ist, der es reichlich egal ist, welcher Religion man ansonsten angehört. Denn die Lehre konzentriert sich auf einen bestimmten Lebensweg und untermauert diesen für diejenigen, die sich dafür interessieren, mit Philosophie. Der Buddhismus begreift sich auch nicht selbst als Religion, sondern als praktischer Weg, wie die sanskritische und die Palibezeichnung nämlich schon sagen: als "marga bzw. magga" eben "Weg". Die Buddhafigur ist nicht notwendig, aber dient als Konzentrationshilfe und ständige Erinnerung.

Vielleicht war diese Praxis ausschlaggebend dafür, dass ich bereit war, viele Erniedrigungen zu ertragen, mit denen ich konfrontiert war. Auf Einzelheiten will ich nicht eingehen. Sie würden den unbeteiligten Leser nur langweilen.

Dortmund-Scharnhorst Als sich Nachwuchs einstellte, war klar, dass die winzige Wohnung zu klein war. Wir bekamen eine Sozialwohnung in dem schäbigen Vorort Scharnhorst. Warum ein Ort nach einem deutschen General oder einem Kriegsschiff gleichen Namens benannt wird, weiss ich nicht. Wahrscheinlich war die dort liegende Kohlengrube der Namensgeber, aber warum eine Kohlengrube...Na ja, das soll nicht unser Problem sein.

Wenn ich jetzt an jenen trostlosen Vorort zurückdenke, fällt mir zunächst nur die grosse Neubausiedlung mit den kastenförmigen, vierstöckigen Plattenbauten ein, von denen eines auch unsere Zweizimmerwohnung beinhaltete. Die wichtigsten Ereignisse unseres zweijährigen Aufenthaltes dort waren natürlich die Geburten unserer beiden süssen Töchter. Noch als Baby jagte uns die erstgeborene allerdings einen grossen Schrecken ein, als sie – für einen Augenblick unbeaufsichtigt – einen kräftigen Schluck aus der Flasche mit dem Haarwaschmittel nahm und sie schnell in die Klinik musste. Aber dass war gar nichts im Vergleich zu dem, was später kommen sollte.

Erwähnenswert aus dieser Zeit ist noch der Hund, den wir aus dem Tierheim geholt hatten. Ein reinrassiger Basset mit adeligem Stammbaum und Verhaltensstörungen. Was vielleicht die beste Garantie für seine adelige Abstammung war. Nicht nur, dass er laufend in die Wohnung pisste, nicht nur, dass er nach meiner Hand schnappte, wenn ich ihm Futter hinstellte und die Hand nicht schnell genug zurückzog, waren

die Gründe dafür, dass wir ihn nach einem halben Jahr wieder weggaben, sondern weil er auf unser neugeborenes Mädchen eifersüchtig wurde und sich dementsprechend aggressiv verhielt.

Obwohl ich handwerklich frei von jeder Begabung bin und ausser Blumen giessen und kochen nie gern etwas praktisches getan habe, hatte ich aus Geldmangel und Ehrgeiz unsere Regale und den Bettrahmen selbst gebaut, was sicher nicht fachmännisch aussah und eine Mittelklassefrau nicht zufriedenstellen konnte. Eines Tages – wir sassen gerade beim Essen – kam ein Telefonanruf. An ihrer kurzangebundenen, verhaltenenen Konversation und der folgenden Gesichtsbilasse konnte ich erkennen, dass etwas unangenehmes besprochen worden sein musste. Ihr war gerade eröffnet worden, dass man dahinter gekommen war, dass sie bei ihrem Arbeitgeber – wie soll ich sagen – eine Lücke in der Kasse gelassen hatte. Ihre Erklärung war vielleicht das erste mal, dass sie mir gegenüber ehrlich war. Ich musste dann dafür privaten Konkurs anmelden. Na ja, mir sagte so etwas nicht viel.

An den aus Pressspanplatten zusammengebastelten Arbeitstisch sass ich nun Tag für Tag und lernte mithilfe der wenigen Bücher, die mir zur Verfügung standen, hauptsächlich Türkisch und las über Buddhismus. Ich reichte auch einige Seiten Probeübersetzungen eines Buches der - oben schon zitierten - englischen Indologin Rhys Davids über buddhistische Meditation einem Verlag ein, aber die wissen ja selten, was gut ist. Das war eine Übung, die auch auf die Zukunft als Autor und Übersetzer vorbereitete: es fällt nicht leicht, zurückgewiesen zu werden, auch einem Autor nicht. Bei dem Stichwort "Zukunft" fällt mir für jene Zeit noch der damalige Schwiegervater ein. Niemals hatte ich dessen Haus betreten dürfen, aber ich drängte auch nicht darauf, mich mit dem spiessigen Schwachkopf anzulegen.

Ich erinnere mich daran, dass er einmal gefragt hatte – natürlich nicht mich persönlich -, was ich einmal arbeiten wolle. Ich liess ihm ausrichten, ich wolle Professor werden, falls er mich nicht vorher erschiess. Worauf ich die Antwort übertragen bekam, Professor werde man nicht, sondern man werde dazu berufen. Von Berufungen hatte ich natürlich gehört, aber ich wusste auch, dass man nach bestimmten akademischen Abschlüssen, sich nach Ausschreibungen um Professuren bewerben kann. Warum erwähne ich diese Nichtigkeit hier? Weil sie mir zeigte, wie halbgebildet dieser Mann war, wie eben die vielen wohlerzogenen Klugscheisser ständig Zeugnis davon ablegen, wie sich Halbbildung auswirkt. Hat man einmal einen gewissen guten Ruf, der sich in diesem Falle daraus zusammensetzte, dass der Mann Ingenieur – angesehenener Beruf - , ein Eigenheim besass – finanziell erfolgreich - , Anzug- und Kravattenträger war – Kleider machen Leute. Viele glauben, letzter Satz sei ernst gemeint. Dabei ist es der Titel einer Novelle von Gottfried Keller, der bereits 1874 zeigt, wie normal es ist, sich von der Kleidung blenden zu lassen. Apropos, ich besitze eine Kravatte; zwar bin ich nicht sicher, wo sie ist, aber ich kann mich erinnern, dass ich sie einmal getragen habe. Es war auf der Beerdigung meines Vaters, als ich mich in einem schwachen Moment überreden liess. Ansonsten widert mich dieser Würgestrick an, das überflüssigste aller Kleidungsmitel.

Eine kleine Anekdote dazu: 2004 war ich von der Regierung Kasachstans eingeladen, als Professor für Turkologie an der Universität Kopenhagen und Nachfolger des berühmten Wilhelm Thomsen, der 1893 die türkische Runenschrift entziffert hatte, eine der Eröffnungsreden bei der Einweihung der neuen Universität von Astana zu halten. Am zweiten Abend gab der Innenminister mir zu Ehren – wirklich – ein Festbankett. Die überraschten Blicke der anderen Gäste zu meiner Kehle machten mich darauf aufmerksam, dass ich der einzige anwesende Mann war, der keine Kravatte trug. Na ja, wir können uns ja alle an das kindische Theater erinnern, als die Grünen in den Bundestag einzogen.

Von Scharnhorst zogen wir in einen anderen Dortmunder Vorort, nach Wambel. Nicht weil der schöner war, sondern weil sich die Möglichkeit ergeben hatte, mit einigen anderen Leuten zusammen ein Reihenhaus mit Hintergarten zu mieten. Unsere Wohnung dort war wieder viel kleiner, erinnerte eher an diejenige im Stadtzentrum, weil sie wieder mit schrägen Wänden unter dem Dach lag. Es gibt wenig darüber zu berichten, allerdings eines der schlimmsten Ereignisse meines Lebens. Eine unserer Mitbewohnerinnen war eine meiner Schwestern. Ihre beiden kleinen Jungen waren etwa gleichaltrig mit unseren beiden Töchtern, so zwischen ein und drei Jahren. Alle vier Kinder hatten ihre Betten in einem Zimmer, in dem sie bei schlechtem Wetter auch meist spielten.

Eines Nachmittags klingelte es an der Haustür. Ich war oben im Haus und achtete nicht darauf, bis ich ungewohnten Lärm, schnelle Schritte und laute Stimmen vernahm und oben an die Treppe ging, um zu hören, was da los war. Rufe wie "schnell, schnell", "einen Krankenwagen! Los" liessen mich die Treppe hinunterlaufen. In dem Moment fuhr ein Personenwagen vor der Haustür in hohem Tempo weg und gleichzeitig sagte mir jemand "Katinka ist aus dem Fenster gefallen. Sie bringen sie ins Krankenhaus." Ich weiss nicht mehr wer mir das sagte, ich erinnere mich nur noch, dass ich ratlos hintereinander alle Krankenhäuser anrief, die mir im Raume Dortmund einfielen, aber nirgends war ein kleines blondes Mädchen eingeliefert worden. Dann wurde mir bewusst, dass es einfach noch zu früh war, der Wagen brauchte ja einige Zeit für die Fahrt. Als wir es dann endlich erfuhren, sprangen wir in ein Auto, ich weiss nicht mehr wessen, und fuhren los. Die Fahrt dauerte eine Ewigkeit und dies war so ein typischer Moment, in dem auch ein überzeugter Atheist beginnt zu beten. Und das tat ich dann noch lange, die ganze folgende Nacht, die wir wach lagen und nur an unsere Tochter dachten und baten Gott, bitte, bitte, bitte, lass sie gesund werden! Sie wurde gesund und alles andere dieser Zeit trat in den Hintergrund.

Wie z.B. meine erste Erfahrung zu unterrichten. In der Volksschule von Dortmund-Aplerbeck gab es schon damals eine beträchtliche Anzahl von türkischen Kindern, von denen einige kaum der deutschen Sprache mächtig waren. Es gab einen muttersprachlichen Lehrer, der nicht reichte, um alle Klassen in türkischer Sprache zu unterrichten. Das Recht auf muttersprachlichen Unterricht schien damals

selbstverständlich. Ich war viel zu sehr mit dem Versuch beschäftigt, meine türkischen Sprachkenntnisse auf ein möglichst hohes Niveau zu bringen, und zum zweiten einfach daran interessiert genug Geld zu verdienen, um die Familie zu ernähren, als dass ich damals den administrativen Auseinandersetzungen über Integration zu folgen vermochte. Ich sah auch implizierte Probleme damals gar nicht. Sie bestanden für mich ausschliesslich aus mangelnden Sprachkenntnissen und den Auswirkungen des mangelhaften Erziehungssystems in der Türkei, die sich bei Schülern bemerkbar machten, die schon einige Jahre dort Unterricht hinter sich hatten.

Es mag im ersten Moment widersprüchlich scheinen, aber das ist es nicht. Der wichtigste Grund dafür, dass ich nicht weiter über die Türken in Deutschland nachdachte, war eben gerade die Vertrautheit mit ihnen. Ich war es ja gewohnt, dass um mich herum Türken waren. Die Vorstellung, dass sie ein Problem darstellen könnten oder ein Problem haben könnten, kam erst später, je mehr Erfahrung ich mit dem täglichen Leben der Türken in Deutschland hatte. Denn zu jener Zeit waren sie sich selbst über ihre Rolle in der deutschen Gesellschaft nicht im klaren und beschwerten sich auch nicht.

Die betrüblichste Erfahrung an jener Volksschule machte ich, als ich einen kleinen Jungen prüfen musste, über den entschieden werden sollte, ob er auf der Schule bleiben könne oder auf eine damals sogenannte "Hilfsschule" gehen solle. Letzteres war ja ein enormer Gesichts- bzw. Statusverlust, über den sich auch die türkischen Eltern im Klaren waren. Was daran so betrüblich war, war die Tatsache, dass der Junge möglicherweise intelligenter war, als ich in türkischer Sprache mit dem sogenannten Test herausfinden konnte. Er starrte auf seinen Text, den er lesen sollte und bracht kein Wort heraus. Ich merkte, dass er sehr verunsichert war und furchtbar schüchtern, sodass er vor Angst gar kein Wort herausbrachte. Ich mochte dann keine Entscheidung fällen. Die wurde mir dann von den Kollegen abgenommen, die das Schweigen des Kindes rasch so interpretierten, dass ihm die Voraussetzungen für den Besuch dieser Schule fehlten.

Die mangelnden Sprachkenntnisse waren damals wohl das grösste Problem, dass die sogenannten Gastarbeiter aus der Türkei hatten. Ich kannte Türken, die fast zehn Jahre in Deutschland gearbeitet hatten und keinen noch so kurzen Satz auf deutsch formulieren konnten. "Ich gehen Laden, kaufen Burot", das war schon viel. Von öffentlicher Seite wurde dieses Problem überhaupt nicht wahrgenommen, denn man ging davon aus, dass diese Arbeitskräfte früher oder später ja ohnehin wieder Deutschland verlassen würden. Das Wort "Integration" war damals weitgehend unbekannt, jedenfalls in der Öffentlichkeit. Und über die Sprache hinaus schien es keine Probleme zu geben. Meines Erachtens gab es jedenfalls nicht so viele wie heute.

Zu jener Zeit, also so um die 1970er Jahre, sah man nur wenige türkische Frauen auf Deutschlands Strassen, denn Familienzusammenführung war damals nicht

sonderlich aktuell. Zudem waren selbst die Türken, die aus den Kleinstädten ohne höhere Erziehungsinstitutionen kamen, ja selbst viele anatolische Dorfbewohner, nicht sehr religiös, wie das bei den türkischen Völkern im Laufe der Geschichte nie gewesen ist. Zu der Zeit waren die Menschen im arbeitsfähigen Alter noch Leute, die vom Kemalismus geprägt waren. Nicht, dass die Religion abgeschafft war, aber ihre Rolle in der Öffentlichkeit war weitaus weniger präsent als heute, wofür Atatürk und seine Nachfolger bei Gründung der Republik gesorgt hatten. Unter Atatürk nahm die schon lange vorher im Osmanischen Reich des 19. Jahrhunderts begonnene Westernisierungswelle einen organisierten, gesellschaftlich verankerten Fortschritt. Der Satz "Die Religion des türkischen Staates ist der Islam" wurde bereits im April 1928 aus der Verfassung gestrichen.

Einer der vielen weiteren Schritte war das Kopftuchverbot auf offiziellem Gebiet, also in allen staatlichen Institutionen. Die gebildete Türkin in den Städten hätte es als Zumutung angesehen, ihr Gesicht oder auch nur Haar in der Öffentlichkeit zu verbergen. Frauen kamen unter Atatürk mehr Rechte zu als den Frauen in manchen europäischen Ländern, so erhielten sie 1930 das Wahlrecht. In Grossbritannien gab es ein eingeschränktes Wahlrecht zwar 1919, aber das volle Wahlrecht für Frauen 1928, in Frankreich 1936 usw. Mancher mag sich daran erinnern, dass im Schweizer Kanton Appenzell erst 1990 den Frauen das Stimmwahlrecht eingeräumt wurde. Und nur um kurz daran zu erinnern: in der Bundesrepublik Deutschland durfte bis 1977 die Frau nur arbeiten, wenn ihr Ehemann das erlaubte, bis 1958 durfte er übrigens den Arbeitsvertrag seiner Frau kündigen ohne diese zu fragen. Und ebenfalls bis 1958 brauchte die Frau die Zustimmung ihres Mannes oder Vaters, wenn sie den Führerschein machen wollte. Wem ist das eigentlich noch in Erinnerung? Wohl niemandem. Denn sonst wären wir nicht so ungläubig erstaunt, wenn wir diese Dinge über Saudi-Arabien hören.

Die allerwenigsten Deutschen können einschätzen, wie weit der Möchtegernsultan Erdoğan das Rad der Geschichte in der Türkei bereits zurückgedreht hat. Es hat immer ein grosses Zivilisationsgefälle zwischen Stadt und Land in der Türkei gegeben. Lange Zeit hiess das, dass im Verlaufe der Urbanisierung die neu angesiedelten anatolischen Dörfler in den grossen Städten mit der Zeit modernes Gedankengut, also säkulares, emanzipatorisches Verhalten, übernahmen. Nun aber überlebt unter dem Einfluss der konservativen Regierung das anatolische Dorf durch die Urbanisierung in der Grossstadt und macht diese zu einem anatolischen Dorf. Mehr zum Thema Türkei später.

Dortmund-Asseln ist ein Vorort ganz im Osten der Stadt und grenzt an Unna-Massen, womit ich wieder in der Nähe meiner Mutter und meiner Schwestern war. Zu vier Paaren und einem alleinstehenden jungen Mann hatten wir ein Haus mit vielen Zimmern direkt am Hellweg gefunden. Angeblich war es das älteste Wohnhaus im Ort, der noch einen dörflichen Charakter hatte. Zwei Stockwerke, ein Keller, von dem ein Raum nicht zugänglich war und ein als Schuppen genutztes Nebengebäude erlaubten allen Bewohnern sich auszubreiten. Ein grosser Garten gehörte dazu, in

dem jeder der Lust hatte, anbauen konnte, was er wollte.

Weitere Bewohner waren ein ausgeflippter Bernhardiner, der, anstatt Menschen zu retten, den Briefträger vertrieb, und ein ebenso wenig normaler Terrier, und ausserdem so viele Katzen, dass wohl nur ein oder zwei menschliche Bewohner den Überblick hatten. Die Katzen waren im Prinzip ganz nützlich, denn zahlenmässig war die bedeutendste Einwohnerschaft des Hauses eine Tausendschaft Mäuse, die überall im Hause herumliefen. Wenn ich heute jemandem erzähle, dass die Mäuse sogar aus der Wand kamen, mag mir das niemand glauben, aber es war so. In einem unserer Zimmer lief eine hölzerne Balustrade alle Wände entlang. An einer Seite gab es knapp oberhalb von ihr ein Loch in der Wand. So sah ich eines Tages vom Bett aus eine Maus herausschnüffeln und dann auf der Balustrade an der Wand entlangtrippeln. Der Mäuseabenteuer waren viele. Sie mögen nicht sonderlich aufregend scheinen, sind aber auch nicht alltäglich, deshalb seien hier einige von ihnen genannt. Ich musste schon immer nachts mal kurz raus und auf die Toilette. Einmal stand ich auf und trat direkt auf eine Maus vor dem Bett. Sie war auf der Stelle tot. Eine andere Nacht wachte ich davon auf, dass die Zwergfinken in ihrem grossen Käfig aufgeregt zu flattern und piepsen angingen. Verschlafen tappte ich zu dem Käfig und sah in der Dunkelheit einen langschwänzigen Schatten am Futterkasten der Vögel. Ohne zu überlegen steckte ich die Hand in den Käfig und schlug ein paar mal auf den Käfigboden. Die Maus war wohl so entsetzt und verstört, dass sie in der Eile es nicht schaffte, sich wieder durch die Gitterstäbe zu quetschen, sodass ich plötzlich ihr Fell unter der Hand spürte. Einmal kräftig zgedrückt und die Vögel und ich hatten wieder unsere Ruhe.

Auch unsere vielen Katzen waren keine grosse Hilfe. Ich sehe noch vor mir, wie einmal eine Maus unter dem Sofa hervorgelaufen kommt, eine Katze, die auch Zeuge dieser Dreistigkeit wurde, sprang auf, rannte auf sie Maus zu, welche einen Sprung unter das Sofa tat und die Katze krachte mit dem Kopf gegen dieses Möbel. Zwar war der Haschischgenuss in unserer Wohngemeinschaft erheblich, aber ich glaube nicht, dass es daran lag, dass die Katzen so erfolglos waren. Eher war es wohl ein Fehler, sie in diesem Haus auch noch zu füttern. Aber davon war eine der Frauen, für die Katzen und Hunde wohl Kinderersatz waren, nicht zu überzeugen.

Mein Interesse an orientalischen Sprachen hatte nicht nachgelassen. Im Gegenteil. Nach wie vor lernte ich Türkisch und Arabisch im Selbststudium. Während mich bei den anderen Sprachen besonders die Schriftsysteme interessierten, war es beim Türkischen das agglutinierende Sprachsystem, also diese grammatische Eigenschaft, Veränderungen eines Wortes durch das Anhängen von neuen "Silben" zu erzeugen. Es gibt da Beispiele in manchen türkischen Grammatiken, die es den Lernenden verdeutlichen sollen. So kann man z.B. folgendes Wort bilden: "avrupalılaştırılmıyabilenlerdenmişsiniz", was im Türkischen tatsächlich ein einziges Wort ist und etwa so übersetzt werden kann: „Du scheinst einer von denen zu sein, die nicht europäisiert werden können“. Nun hoffe ich natürlich, das schreckt nicht ab, sondern weckt Interesse. Auch für Sprachwissenschaftler ist das interessant.

Vor allem, wenn man sich nach der Definition des Wortes fragt; was macht ein Wort eigentlich aus. Nur eine zweite Eigenschaft des Türkischen sei noch angemerkt, die übrigens auch für andere altaische Sprachen gilt, also z.B. die mongolischen und tungusischen Sprachen: die Lautharmonie. Das bedeutet, dass bestimmte Laute nur bestimmte andere Laute im selben Wort dulden. Das führt dann unter anderem zu den beliebten „ü“s in vielen türkischen Wörtern. Das folgende Beispiel ist nicht sonderlich sinnvoll, aber kann als Beispiel dienen. So kann man einen ganzen Satz bilden, in dem der einzige Vokal ein ü ist: „Büyük ünlü müdürümüzün mührü küçüktür“ „Der Stempel unseres grossen berühmten Direktors ist klein“ Ist Quatsch, nicht? Aber als Beispiel geht es. Und da ich nun schon mal tungusische Sprachen erwähnte, die übrigens in Ostasien gesprochen werden, fällt mir ein schönes Beispiel für semantische Unterschiede ein, also dafür, wie unterschiedlich Wortinhalte ausgedrückt werden können. So müsste das Wort „niyamniyaha“ ins Deutsche übersetzt werden „er schoss mit Bogen und Pfeil auf dem Pferde reitend“, wobei die Vergangenheit durch die letzte Silbe -ha ausgedrückt wird. Dass es dafür in der Mandschusprache ein besonderes Wort gab, liegt natürlich daran, dass es sich um eine Handlung handelte, die fester Bestandteil der mandschurischen Kultur war, nicht aber so der deutschen oder anderer europäischer Sprachen.

Ich kaufte türkische Tageszeitungen, die es in Dortmund, der Stadt mit den vielen türkischen Kumpels, an jedem Kiosk gab, schnitt kürzere Artikel aus, klebte sie links auf ein Blatt Papier und trug auf der rechten Seite des Blattes die Vokabeln ein, die mir in dem jeweiligen Artikel unbekannt waren. Auch Tibetisch übte ich jeden Tag, indem ich mich durch eines der wenigen Lehrbücher für diese Sprache arbeitete. Die „Introduction into Turkic Languages“ des grossen Turkologen und Altaisten Karl Heinrich Menges, die Bücher von Nicholas Poppe und Johannes Benzing las ich mit einer Aufmerksamkeit, mit der vielleicht ein mittelalterlicher Mönch die Bibel oder ein Student an der Medrese in der islamischen Gelehrtenwelt Korankommentare studierte. Ich unterstrich jeden Satz oder Halbsatz, der mir merkwürdig erschien.

Insbesondere Menges' Arbeiten regten mich an, auch über Sprachen zu lesen, die nicht zur altaischen Sprachgruppe gehören, also wie die türkischen, mongolischen oder tungusischen Sprachen, sondern mich auch anderen Sprachen zu widmen, die eine ähnliche Sprachstruktur haben, was im Falle Indiens, einem Land, dem ich ja eh verbunden war, auf die dravidischen Sprachen zutraf. So verschaffte ich mir Grammatiken und einführende Bücher in das Tamil und lernte zunächst das tamilische Alphabet, das, obwohl es eine Entwicklung des Devanagari ist, diesem nicht sehr ähnlich sieht. Erst später sollten die Tamilen weltweit bekannt werden, als sie in Sri Lanka sich mit den Singhalesen bekriegten.

Aber die Zeit reichte einfach nicht aus für all diese Sprachen und so konzentrierte ich mich auf Tibetisch und Türkisch, was auch von den praktischen Umständen her angebracht war. An der Universität Bochum konnte man nämlich inzwischen Türkisch studieren, zwar nicht als eigenständige Philologie Turkologie, sondern nur als Sprache, da es keine Professur, sondern einen Lektor gab, der an einer deutschen

Universität ein Sprachlehrer ist, in den skandinavischen Ländern dagegen ist es eine Bezeichnung für den Professor. Der Türkischlektor, der aus Österreich stammende Hermann Vary, war mit Begeisterung dabei. Per Anhalter fuhr ich nun einmal per Woche von Dortmund zur Universität in Bochum. Es war ein Heidenspass, meine türkischen Unterrichtsnotizen in tibetischer Schrift zu schreiben. Damals wusste ich noch nicht, dass es in der Tat alttürkisches Schrifttum in tibetischer Schrift gab, nämlich die Texte der dem tibetischen Lamaismus angehörigen Türken, wozu ich später auch ein paar bescheidene Beiträge schreiben sollte.

Die nächste Universität, an der man nicht nur Tibetisch, sondern tibetische Philologie studieren konnte, war in Bonn. Als Gasthörer in Bochum hatte ich Roland Bielmeier kennengelernt, der dort Vergleichende Sprachwissenschaft studierte und sehr an dem bis dahin linguistisch wenig erforschten Tibetisch interessiert war. So fuhren der zukünftige Linguistik-Professor Bielmeier und ich einmal die Woche zusammen nach Bonn. Im Tibetischen ging aber inzwischen mein Interesse über das rein Sprachliche hinaus. Ich verschlang G. Tuccis lange Abhandlung über die Religionen Tibets und das Tibetische Totenbuch, einen Text, der Sterbenden als Begleitung in den Tod dienen soll. Nun, da ich diese Worte schreibe, muss ich erwähnen, dass ich soeben vom Bett aufgestanden bin, wo ich, neben meiner geliebten Frau liegend, nach dem Mittagessen ruhte. Als ich die ruhigen Atemzüge meiner Frau hörte, drehte ich mich zu ihr und musterte sie von der Seite und sah in dem Augenblick ihren Schädel, wie er einmal – in wievielen Jahren? - aussehen würde. Augenblicklich wurden beim Anblick dieses geliebten Gesichts meine Augen feucht und ich drehte mich wieder um. Es ist offensichtlich, dass ich mich beim Tibetischen doch zu sehr um die Sprache und zu wenig um den Buddhismus gekümmert habe, bzw. ihn wieder zu weit verlassen habe.

Wie widerwärtig es mir auch ist, über die Wohnung in Dortmund-Asseln zu schreiben und dabei die üble Ehe mit meiner damaligen Frau zu erwähnen, aber es wären unehrliche Memoiren, weil sie eine Erfahrung zu verantworten hat, die meinen ganzen weiteren Lebensweg negativ beeinträchtigte. Natürlich liegt auch ein Teil der Schuld bei mir, insbesondere weil ich zu naiv war. Aber wenigstens ins Details muss ich hier nicht gehen. Also kurz und möglichst schmerzlos.

Sowohl meine damalige Frau wie auch ich versuchten an einer Institution des zweiten Bildungsweges das Abitur nachzuholen. Meine Frau begann dort eine Beziehung zu einem anderen Mann, was mir nicht auffiel, bis sie es mir sagte. Zu dem Zeitpunkt hatte sie mich schon mehrere Jahre lang mit anderen Männern betrogen, war nachts weggeblieben und kam am nächsten Tag voller Lügen nach Hause. Kurz machen, sagte ich, aber wie kann ich es kurz machen, was bis jetzt mein Leben beeinflusst. Nein, ich denke nicht mehr an ihre nicht endenden Lügen, die – wie ich später verstand – sie mir quasi vom ersten Tage an erzählt hatte. Ausschlaggebend ist viel mehr, welche Auswirkung jenes verlogene Leben auf meine beiden Töchter hatte. Die Beziehung zwischen ihnen und mir ist gestört und es darf geraten werden, warum. Sie waren bei der Trennung noch sehr klein und sind nun längst erwachsen und ich bin

Opa. Was mir geblieben ist, sind nur wenige Erinnerungen, wie z.B. das Gefühl ihrer kleinen Hände in meinen, wenn ich mit ihnen spazieren ging, eine an der linken, eine an der rechten Hand.

Zum Abschluss dieses trüben Kapitels möchte ich noch einmal auf ein Unternehmen zurückkommen, auf das ich in den publizierten Memoiren näher eingegangen war, unsere Autofahrt nach Indien. Wie ich dort beschrieben hatte, hatte ich einen alten VW-Bullie ausgebaut, so gut ich das mit meinen zwei linken Händen konnte. Schon vorher hatte ich mich mit dem Gedanken beschäftigt, entweder im südindischen Auroville oder im nordindischen Dharamsala zu leben, wo der Dalai Lama im Exil lebt und wo ich ja für einige Zeit Tibetisch studiert hatte. Während die jüngere Tochter bei der Grossmutter blieb, ging das ältere Töchterchen mit uns auf die Reise. Alle Bedenken, dass ihr die Hitze des sommerlichen Mittleren Ostens schaden könnte, erwiesen sich als unbegründet. Meine Exfrau hat sich später zu der Reise nicht geäußert. Für mich war sie eine Rückkehr in unbeschwerte Jugendjahre. Die Strecken durch Afghanistan, Pakistan und hinauf nach Himachal Pradesh waren mir vertraut, die staubigen Strassen, die Sandstürme in den Wüsten, die ungastlichen Nomaden in Afghanistan mit ihren Drohgebärden, die sich in die endlose Ferne erstreckenden Hügelketten, die menschenleeren Wüsten und engen, von kreischender Musik und Menschengetümmel, Rikschahkolonnen gefüllten Strassen in den Ortschaften Indiens.

Meine Frau von einem zukünftigen Leben in Indien zu überzeugen gelang mir nicht. Dafür machte ich auf der Rückfahrt nach Europa Bekanntschaft mit einem Land, das später mein Leben wieder einmal in ganz andere Bahnen lenken sollte und von dem ich damals noch nicht ahnen konnte, dass mich dort doch noch die Liebe meines Lebens erwartete. Ich schreibe von Zypern, zu dem wir nur einen Abstecher von der südtürkischen Stadt Mersin aus machten, zwei Monate nach der türkischen Invasion 1974 und in den von türkischem Militär besetzten Teil.

Zum Schluss noch einmal zum Lektor Vary. Der leitete auch die Prüfungen für Dolmetscher und Übersetzer für die türkische Sprache an der Industrie und Handelskammer in Düsseldorf. Mein Türkisch war inzwischen so weit fortgeschritten, dass ich die Prüfung wagte und bestand. Fast gleichzeitig legte ich die „Sonderbegabtenprüfung“ in Bonn zur Erlangung der Hochschulreife ab. Eine der Voraussetzungen dafür war eine Hausarbeit, die von der Qualität her einer Magisterarbeit entsprechen sollte. Da sowohl die mündlichen Prüfungen gut verliefen und die schriftliche Arbeit von einem Professor für Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft mit der Note „sehr gut“ begutachtet wurde, stand meinem Universitätsstudium nichts mehr im Wege. Und als die Scheidung überstanden war, schrieb ich mich in Hamburg für die Fächer Turkologie, Tibetologie und Sinologie ein. Die Hausarbeit war das erste Buch, das ich – bereits während des ersten Semesters – veröffentlichte und bis heute halten Kollegen es für meine Dissertation.

Hamburg-Eimsbüttel

Nach Hamburg-Eimsbüttel kam ich dank einer nützlichen Einrichtung an Universitäten, dem Schwarzen Brett, an dem Hinweise, Mitteilungen von Studenten für Studenten aushängen. Je nach Anlass gibt es dann mehrere Zettel zum abreißen und mitnehmen, auf denen jeweils die Telefonnummer steht, die man wegen seines Anliegens kontaktieren soll. In meinem Falle war es die Ankündigung eines leeren Wohngemeinschaftszimmers in Eimsbüttel. Das ehemalige Büttel, also Dorf im Niederdeutschen, das von einem Elimer oder ähnlich einst gegründet worden war, hatte sich zu einem der angesehensten Hamburger Vororte entwickelt, nicht so versnobt wie das schnöselige benachbarte Eppendorf, aber auch nicht so verarmt und dreckig wie z.B. Bahrenfeld, hatte es zwar auch vorwiegend übersteuerten Wohnraum zu bieten, aber die Besitzer waren sich nicht zu fein, ihre grossen Bürgerwohnungen mit den Stuckverzierungen an den Decken auch an Wohngemeinschaften zu vermieten. So wurden sie wenigstens die Wohnungen los, die sie mit ihren Forderungen nicht an Familien mit normalem Einkommen vermieten konnten.

Von der Stadt kommend kreuzen sich etwa 500 Meter nach dem S-Bahnhof die Hoheluftchaussee und der Eppendorfer Weg. Letzter ist eine angenehme Strasse mit Bäumen auf beiden Seiten und alten neoklassizistischen Bürgerhäusern mit ansehnlichen Fassaden und den erwähnten Stukkaturen in den Zimmern. Unsere Wohnung lag im etwas erhöhten ersten Stock. Im Erdgeschoss waren in den meisten Häusern Läden untergebracht, zwei Häuser weiter auch eine Kneipe, die schmackhafte und kostengünstige Hausmannskost servierte.

Alle vier Zimmer der Wohnung waren von Studenten bewohnt. Als ich dort zum vorsprechen eintraf, malte ich mir keine grossen Chancen aus, da drei der Zimmer an Studentinnen vermietet waren, die alle Psychologie studierten und die Fahne der Emanzipation hochhielten. Vielleicht brauchte man endlich einen ordentlichen Mann im Haus! Nein, kleiner Scherz am Rande. Offenbar liess sich für den ca 6m² grossen Raum, der noch nicht vermietet war, kein anderer Mieter finden, der mit einem kleinen Schreibtisch, einer Matratze auf dem Boden und einem kaum noch in das Zimmer passenden Stuhl zufrieden war. Ich denke, mir nützten hier meine Schlafsackerfahrungen von den Reisen, in Feldern, in Strassengräben und Pariser Hauseingängen.

Bis auf den Umstand, dass mich die äusserst selbstbewussten Damen bald zum analysierten Praktikumsgegenstand erkürten, verlief das Zusammenleben recht gut, da ich – immer noch – ein sanftmütiger Mensch bin und bei Uneinigkeiten zwischen Menschen eher mich verpflichtet fühle, vermittelnd einzugreifen und es so durch taktisches Geschick schaffe, meine Mitbewohner dazu zu bringen, sich nach einiger Zeit gegenseitig zu analysieren. Ab da ging es allerdings etwas lautstärker zu. Dieses Geschick habe ich nicht mehr. Sicher deswegen, weil mir Gedächtnis und Konzentration abhanden gekommen sind, die mir früher erlaubten, immer wieder auf Punkte zurückzukommen, die für kurze Zeit in den Hintergrund gerückt waren, im

Laufe des Gesprächs aber wieder aktuell wurden und dann schnell aufgegriffen und angewendet werden mussten.

Leise war es in der Wohnung allerdings ohnehin nur, wenn alle Studentinnen in der Uni oder bei ihren Freundinnen waren. Eigentlich bräuchte ich den nun kommenden Punkt nicht zu erwähnen, aber ich identifiziere hier ja niemanden. Nicht immer besuchten meine Mitbewohnerinnen ihre Männer, sondern die kamen auch zu Besuch und blieben über Nacht. Einer von ihnen trat so weg bei seinen Aktivitäten im Bett, dass er bei Vollendung seines Genusses brüllte wie ein Stier. Das hat sich mir deshalb so eingeprägt – es ist immerhin ca 30 Jahre her -, da seine Freundin sich dadurch in ihrer eigenen Vollendung so beeinträchtigt fühlte und diese laute Verkündung ihrer Tätigkeit vor den Mitbewohnern auch so peinlich war, dass dieser Umstand zunächst nur zu häufigen Auseinandersetzungen und schliesslich zur Trennung führte. In sexueller Hinsicht waren die Erfahrungen in Wohngemeinschaften in nahezu jeder Hinsicht als durchaus bewusstseinsweiternd zu betrachten.

Trotz der Winzigkeit meines Zimmers erhöhte sich die Zahl der Bewohner bald auf fünf. Eine junge Frau, die ich schon längere Zeit umworben hatte, zog bei mir ein. Nachts war das weniger problematisch, da wir beide schlank waren und uns die Matratze teilen konnten. Tags war das Mädchen auf der Arbeit, aber räumlich die Zeit zwischen Rückkehr von der Arbeit und dem Zurmatratzegehen zu überbrücken, war nur durch die geräumige Küche möglich, wo an dem grossen Esstisch alle Bewohner abends u.a. Probleme besprachen, wie sie in jeder Wohnungsgemeinschaft unvermeidlich entstehen.

Wenn ich nicht an der Uni war, sass ich an meinem Zimmer am Schreibtisch und kopierte tibetische Texte. Die Beschäftigung mit dem Türkischen beschränkte sich zu der Zeit auf die Lektüre moderner türkischer Literatur, für Chinesisch übte ich Schriftzeichen, die man mehrere dutzend mal wiederholen musste, bis sie sassen, je nach der Komplexität des Zeichens. Die grösste Hilfe beim Memorieren eines chinesischen Schriftzeichens ist das strenge graphische System, in dem die Reihenfolge der einzelnen Striche und Punkte, sowie die Richtung der Strichführung exakt vorgeschrieben sind, ein System, von dem es keine Ausnahme gibt. Da die Kombination der Striche durch diese systematische Kombination dem wissenden Betrachter momentan erlaubt zu erkennen, ob alle Bestandteile eines Zeichens korrekt ausgeführt wurden, kann er sofort erkennen, ob ein chinesisches Schriftzeichen von jemandem stammt, der Chinesisch schreiben gelernt hat oder ob das Zeichen von einem Unkundigen ohne Kenntnis der Strichführung kopiert wurde. Es ist eines der ersten grossen Erfolgserlebnisse eines Chinesischstudenten zu erkennen, ob ein Zeichen von jemandem kopiert wurde, dem die festgelegte Abfolge der Striche unbekannt war, oder ob es jemand geschrieben hat, der das System beherrscht.

Die Kenntnis der Zeichensystematik ist auch notwendig, um in einem chinesischen Wörterbuch nachschlagen und ein Schriftzeichen finden zu können, da Zahl,

Richtung und Reihenfolge der Striche entscheiden, an welcher Stelle im Wörterbuch sich das Zeichen und somit Wort befindet – immer eingedenk der Tatsache, dass Chinesisch eine monosyllabische Sprache ist und auch im Falle eines Kompositums, wenn also zwei oder mehr Zeichen ein Wort ausmachen, die Kenntnis des Strichsystems erforderlich ist.

Am meisten interessierte mich zu jener Zeit das Tibetische. Vielleicht ist dies nicht richtig ausgedrückt, denn das Interesse am Türkischen war keineswegs geschwunden und der Wille, Chinesisch zumindest lesen zu können, nach wie vor vorhanden, aber es wurde immer deutlicher, dass ich mein Engagement vorsichtig einteilen musste, da es einfach zu viel Lernstoff war. Und es geht ja nie nur um die Sprache. Sie ist ja nur die Voraussetzung für das Lesen der Literatur, bzw. wie man es in der Geschichte nennt, von "Quellen", sofern man nicht als Linguist an diese Beschäftigung geht um die tieferen Gesetzmässigkeiten der jeweiligen Sprache zu erkennen und vielleicht Verwandtschaften mit anderen Sprachen zu erforschen. Da ist ein riesengrosser Wust von Geschichte und Kulturgeschichte, den es zu beherrschen gilt. Und neben der komplexen Geschichte der frühen türkischen Völker in Zentralasien, über die ich später selbst schreiben sollte, galt es nun auch die tibetische – im Hamburger Kontext – Kulturgeschichte zu erarbeiten. Dies hiess in der Hauptsache Religions- und Philosophiegeschichte. Und so sass ich immer noch, neben anderen tibetischen Texten (und natürlich Sachbüchern, vorwiegend in englischer und französischer Sprache) an meinem geliebten "Tsong ka pai lam rin chen mo", dem "grossen Pfad des Tsong ka pa". Dieses ca 1000 seitige Werk des grossen Philosophen (1357-1419) ist eine didaktisch glänzend aufgebaute Einführung in Theorie und Praxis der buddhistischen Lehre.

Ein Teil der tibetischen Kulturgeschichte ist natürlich die Geschichte der Dalai Lamas, die nicht nur Religionsgeschichte ist, sondern sehr viel mit der Politikgeschichte Tibets, seinen Beziehungen zu China, den Mongolen und später den Mandschus zu tun hat. Für den Laien und insbesondere für Politiker wäre es schon wichtig zu verstehen, was eigentlich die Eigenschaft des Dalai Lama ist bzw. war, denn er hat schon vor Jahren sein politisches Amt aufgegeben. Zugegeben, es ist nicht leicht mit unseren westlichen Denkschablonen und auch nicht für die ostasiatischen – sprich: chinesischen – Denkschablonen die Funktion und die Wichtigkeit des Dalai Lama zu begreifen. Wie fehlverstanden und ahnungslos dieses Amt ausserhalb Tibets gesehen wird, drückt sich schon in diesem völlig verkehrten Begriff "Gottkönig" aus. Er ist weder das eine noch das andere, und zwar keine Spur von diesen. Aber zunächst einmal ein paar Worte zur tibetischen Regierungsform, um dem Dalai Lama seinen Platz darin zuzuweisen. Gesagt werden muss noch, dass wir dann von der Zeit vor der blutigen chinesischen Invasion von 1950 reden, die Hunderttausende von Tibetern veranlasst hat das sogenannte "autonome Gebiet" zu fliehen. Es ist genauso wenig autonom wie das sogenannte autonome Gebiet der Uiguren, da jede Entscheidung zentral von Peking aus gesteuert wird, einschliesslich der systematischen Zerstörung der kulturgeschichtlichen Schätze.

Es stimmt, dass der Dalai Lama mit Erlangung seines 18. Lebensjahres oberster weltlicher und geistlicher Herrscher über Tibet wurde, aber mehrere Institutionen haben immer sichergestellt, dass er sich so verhält, wie es den traditionellen Bräuchen des Landes entspricht, wodurch er sich von den absolutistischen Herrschern des Westens und des Ostens immer unterschied.

Der Dalai Lama durchlief eine langjährige intensive Schulung in "Religion" und Philosophie, zu der die Kunst der Dialektik gehört, historische Erziehung, Schulung im gesellschaftlichen Aufbau seines Landes mitsamt allen Institutionen. Seine Erziehung erfolgte nur durch die gelehrtesten Mönche und Lamas. Machtmissbrauch durch seine Familie war ausgeschlossen, da er keinen Kontakt mehr zu ihr hatte und sein Amt nicht erblich war. Er war dem Staatsrat verantwortlich, dem wiederum verschiedene Verwaltungsstellen mit verschiedenen Instanzen unterstanden. Die bedeutendsten waren die vier Tsi-pön, denen die Führung der Akten über die Staatseinkünfte oblag, ein Amt, das nach den Quellen bis ins 7. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist. Neben diesen gab es weitere Beamte, in deren Hierarchie eine streng beachtete Rangordnung herrschte, und bei denen darauf geachtet wurde, dass diese Posten mit je einem säkularen und einem klerikalen Beamten besetzt wurden. Auch der voreingenommenste Leser muss wohl zugeben, dass diese Regierungsform eher der furchteinflössenden Beamtenbürokratie der Republik Deutschland ähnelt als einer Theokratie.

Das Land war in etwa 100 Distrikte eingeteilt. Während die Beamtenschaft der Zentralverwaltung ihren festen Sitz in Lhasa hatte, lag die Distriktverwaltung in den Händen der Dzung-pön, von denen wiederum – jedenfalls in den grösseren Distrikten – einer ein Laie, der andere ein Mönch war. Diese Doppelbesetzung hatte zum Ziel, dass die weltliche Verwaltung die kirchliche kontrollieren konnte und vice versa. Diese Distriktbeamten waren sowohl dem Provinzgouverneur verantwortlich, als auch gleichzeitig direkt dem Staatsrat. Wie dieser kurze, unvollständige Abriss des tibetischen Verwaltungsapparates zeigt, war der Dalai Lama für ein äusserst komplexes System verantwortlich, das weit über den religiösen Bereich hinausging, mit diesem aber eng verbunden war.

Dieses System war in Grundzügen viel Älter als das Amt des Dalai Lama, das dem tibetischen Mönch Sonam Gyatso erst 1578 von dem mongolischen Herrscher Altan Khan, unter dessen Oberherrschaft Tibet zu jener Zeit stand, verliehen wurde und das dann auf mehrere Geistliche rückwertig angewandt wurde. Weder vor noch nach dieser Zeit hatten die Chinesen einen Machtanspruch auf Tibet. Und selbst als Tibet von 1720 bis 1792 chinesisches Protektorat war, handelte es sich ja keineswegs um ein chinesisches Herrscherhaus, sondern die Ch'ing-Dynastie war eine Herrschaft der Mandschu, die als tungusisches Volk kulturell den Mongolen viel näher standen als den Tibetern oder Chinesen und die China erobert hatten.

Die Feigheit nicht nur der deutschen Politiker gegenüber der chinesischen Unterdrückungspolitik seiner Minderheiten ist widerwärtig und so sind dessen

Vertreter, aber es lohnt sich kaum, das noch zu erwähnen. Auch die zur Verfügung stehende wissenschaftliche Aufklärung der kulturellen Zerstörung in Tibet und dem uigurischen Ostturkestan hat nie und wird nie unsere feigen, ignoranten und dummen Politiker zu ehrlichen Konsequenzen bringen.

Hier ist vielleicht die richtige Stelle im Text zu erwähnen, dass der gegenwärtige Dalai Lama, der jetzt 80 Jahre alt ist, die Meinung vertritt, dass Religion im Leben der Menschen keine wichtige Rolle spielt, jedenfalls nicht, wenn das Leben von einer allgemeinen Ethik bestimmt wird. Alle Religionen haben, seiner Meinung nach, einen intoleranten, destruktiven Kern in sich, der durch jede Art von Fundamentalismus unmenschlich wird. Dieser Gedanke liegt bereits in der Wurzel des Buddhismus, wenn Buddha sagt, dass es keinen spirituellen Fortschritt gibt ohne ständigen Zweifel. Das widerspricht allen drei mosaischen Glaubensformen, die sich bei genauerem Hinsehen alle als primitiver Aberglaube entpuppen.

So kopierte ich also jedenfalls tibetische Texte, übersetzte sie stellenweise und versah die tibetischen Fachausdrücke mit den entsprechenden Wörtern im Sanskrit, das ja den meisten buddhistischen Texten zugrunde lag. Meine Professoren in Tibetologie waren der angesehene Buddhismuswissenschaftler Lambert Schmithausen, der auch ein Fachmann für chinesischen Buddhismus war und der tibetische Gelehrte Gesche Gedün Lodrö. "Gesche" ist ein akademischer Titel, der an tibetischen Klosteruniversitäten nach einem gründlichen Studium, das verschiedene Schulen buddhistischer Philosophie, Ethik und Logik umfasste, verliehen wurde. Die Ausbildung konnte mehrere Jahrzehnte dauern und schloss mit einer strengen Prüfung ab. Gedün Lodrös Abhandlung "Geschichte der Klosteruniversität Drepung" wurde von der Universität Hamburg als Habilitationsschrift angenommen.

Als ich eines Tages zur Vorlesung kam, war ich erstaunt, dass ich allein im Raum sass und auch eine angespannte, stille Stimmung im Institutsgebäude herrschte. Als ich nach einigen Minuten immer noch allein war, ging ich hinaus und fragte jemanden, ob die Veranstaltung verlegt sei. "Weisst du es denn nicht?" War die fassungslose Antwort. "Der Gesche ist tot". Gesche Gedün Lodrö war am Tage zuvor mit einem Herzinfarkt zusammengebrochen.

Nun verlegte ich mein Hauptinteresse wieder auf die Turkologie, verfolgte aber die Tibetologie weiter bis zum Nebenfachabschluss. Ehe ich hier mit weiteren studienbedingten Tätigkeiten eventuelle Leser langweile, möchte ich lieber ein paar Zeilen einem Erlebnis widmen, das mich in meinem Beschluss stärkte, mich den Studien des Orients zuzuwenden. Meine Freundin war keine Studentin, sondern hatte eine mittelmässig bezahlte Arbeit, während ich Bafög erhielt. Der grösste Luxus, den wir uns einmal leisteten, war eine einwöchige Flugreise in ein Hotel an die Algarve. Es ging uns vor allem um die in Hamburg selten gesehene Sonne und mir auch um ein wenig Portugal, denn das hatte ich auf meinen früheren Fahrten, von Afrika kommend wortwörtlich links (nämlich im Westen der von mir bereisten Via Augusta) liegen lassen. Zu der Charterreise gehörte auch ein "kulturelles" Angebot, ein Abend

bei portugiesischem Wein und Fado, dem Liedergut, das nur den Portugiesen zu eigen ist.

An einem Punkte erwähnte ich – eher leise, wohl unbewusst ahnend, was auf mich zukommen würde - ”da merkt man deutlich den arabischen Einfluss”. Das Gelächter rund um am Tisch zeigte mir sogleich, dass ich besser den Mund gehalten und die Unwissenheit meiner Landsleute hätte hinnehmen sollen. ”Ha, ha, ha, was für ein Quatsch! Was sollen denn die Araber hier tun? So ein Blödsinn, wo soll denn hier der Islam sein” tönte es aus einer anderen Ecke. ”Ts, ts, ts, manche Leute haben Vorstellungen...!”

Nein, meine gecharterten Landsleute hatten nie gehört, dass Portugal einst Teil des Maurenreiches gewesen war. Ich hatte immer gedacht, dass es allgemein bekannt sei, dass die wunderbare spanische Alhambra in Granada ein maurisches, also islamisches Bauwerk ist. Ich verlange ja gar nicht, dass es zur Allgemeinbildung gehört, dass man weiss, dass sie von der Nasridendynastie erbaut wurde, die über drei Jahrhunderte das Emirat von Granada beherrschte. Auch muss nicht jeder wissen, dass der Berberführer Tarik aus Nordafrika 711 auf die iberische Halbinsel übersetzte, wohin ihm ein Jahr später der Araber Musa folgte und diese dem christlichen Reich der Westgoten dann arg zusetzten. Um Himmels Willen! Nun kommen da auch noch germanische Völker ins Spiel! Hören wir lieber auf und begnügen uns damit, dass fast die gesamte Halbinsel, nur mit Ausnahme von Galizien und dem Baskenland bis hinauf zu den Pyrenäen arabisch beherrschtes Gebiet war und die verschiedenen maurischen Dynastien der Kulturgeschichte der Menschheit nicht nur die Alhambra, sondern auch andere herrliche Bauwerke hinterlassen haben, wie z.B. die Mezquita-Kathedrale in Cordoba, die ja vor der Reconquista eine Moschee war. Und nicht nur architektonisch haben die Muslime Spaniens uns Andenken hinterlassen, sondern auch ein gesellschaftliches Vorbild, indem in ihrem Reich alle religiösen und ethnischen Gruppen sich gegenseitig tolerierten, was bei dem gegenwärtigen Zustand Europas und des Nahen Ostens kaum noch vorstellbar ist.

Da kann ich mir noch eine Bemerkung nicht verkneifen: Während Krieger wie Alexander (der Grosse?) oder die spanischen Conquistadores, die in Zentral- und Südamerika ganze Zivilisationen vernichteten, als heldenhafte Entdecker und Eroberer angesehen werden, werden Menschen aus dem Osten, wie Dschingiz Khan oder eben Musa als gefährliche, grausame Barbaren dargestellt, und dieser Unsinn ist allgemein akzeptiert.

Hamburg-Uhlenhorst

Der Umzug vom Studentenwohnheim in die Wohngemeinschaft ins Eimsbüttel war räumlich kein grosser Schritt gewesen, weder für die Menschheit noch für mich. Die Wohnung in Uhlenhorst, die ich dann nach einem Jahr mit meiner Freundin bezog, war vergleichsweise gigantisch, zwei kleine Zimmer, eine recht grosse Küche, eine Toilette mit Duschecke und sogar ein Garten, na ja, also eher eine kleine Rasenfläche

mit Zugang durch eine niedrige Tür, die sich direkt hinter der Toilettenschüssel befand. Wenigstens originell. Noch origineller, allerdings auch weniger erfreulich, waren die Fussbodenbretter, die einbrachen, wenn man zu fest auftrat. Die Erklärung war: Es handelte sich um eine Kaussen-Wohnung. Die heutige Generation wird heute nicht mehr wissen, welch Aufsehen jene Wohnungen einst erregten. Kaussen war ein Haus- und Wohnungsspekulant mit Tausenden von Wohneinheiten, die erschwinglich waren, an denen allerdings auch nichts getan wurde. Kaussen beging später Selbstmord, vielleicht war aber auch einer von uns Mietern zu nachtragend.

Die Lage der Wohnung sprach allerdings für diese. Es waren nur ca 100 Meter zur Schiffsanlegestelle der weissen Alsterflotte, mit der meine Freundin zur Arbeit am Junfernstieg im Zentrum fuhr und ich manchmal zu dem Anlegesteg, der meinem Seminargebäude am nächsten lag. Oft zog ich es vor, zu Fuss um die Alster zu gehen, beide Möglichkeiten, nördlich wie südlich herum, hatten ihre Reize. Im Winter, wenn die Alster zugefroren war, kehrte die Abenteuerlust zurück und ich ging über – manchmal eine noch nicht ganz – zugefrorene Wasserfläche, von Scholle zu Scholle springend.

Das Studium ging weiter wie zuvor. Ebenso die Türkeireisen. In dieser Wohnung, am Schreibtisch vor dem Fenster, das auf die erwähnte Rasenfläche hinausging, übersetzte ich meine ersten beiden Romane aus dem Türkischen. Zunächst den Erinnerungsroman "Du bist verwundet (Yaralısın)" von Erdal Öz, in dem er seine Gefängnis- und Foltererlebnisse nach dem Militärputsch von 1970 verarbeitet. Die Arbeit daran war manchmal schwer, aber nicht wegen der Sprache, sondern wegen des Inhalts, der auch mich als Übersetzer nicht unberührt liess. Denn die Persönlichkeit des Wissenschaftlers, der sich mit einer bestimmten Kultur auseinandersetzt, identifiziert sich ja auch zum Teil mit diesem Land, dem Volk, also dessen Individuen. Und so will man nicht, dass die Machthaber des Landes den Individuen, die das Volk ausmachen ein solches Unrecht zufügen. Da wird der Übersetzer zerrissen zwischen ,auf der einen Seite Sympathie für das Volk zu wecken, für das er sich interessiert, und auf der anderen Seite, Öffentlichkeit zu schaffen, die die für die Ungerechtigkeiten Verantwortlichen, an den Pranger stellt.

Das zweite Buch war ein Roman der angesehenen Schriftstellerin Adalet Ağaoğlu (1926-), in dem sie die besonderen Erlebnisse eines sogenannten Gastarbeiters beschreibt. Der Titel "Zarte Rose meiner Sehnsucht (Fikrimin ince gülü)" ist ein Schlagertitel, den der Held des Buches auf der Fahrt von Deutschland zurück in die Heimat hört. Die seelischen Strapazen eines Menschen, der viel Willenskraft dafür aufgewendet hat, eine Arbeitsgenehmigung für das gelobte Deutschland zu erhalten, es mit Fleiss und spartanischem Lebensstil schafft, als stolzer Mercedes-Besitzer in sein Dorf zurückzukehren, um dort zu erleben, welche Illusionen er sich über Jahre aufgebaut hatte, machen das Buch sicher zu einem der lesenswertesten Bücher der modernen türkischen Literatur.

Diese Literatur gilt es immer noch zu entdecken, obwohl inzwischen sehr viel mehr

übersetzt wurde. In jenen Jahren, in denen ich die ersten Bücher und Erzählungen übersetzte, war es fast noch Pionierarbeit. Erst danach kam eine Welle von Turkologiestudenten, die die Sprache gut genug beherrschten, um auch Literatur übersetzen zu können. Und selbst von denen wagten es viele nicht, da Rezensenten und andere Kritiker erbarmungslos sein können. Ganz abgesehen davon, dass Turkologie nach wie vor eher als historisches Fach studiert wird und das grössere Interesse der Geschichte des Osmanischen Reiches und der darauf folgenden türkischen Republik gilt.

Es ist schwer zu erklären, warum sich der Eindruck entwickelt hat, dass die türkische Literatur aus den Büchern Orhan Pamuks bestehe. Ein Grund liegt sicherlich darin, dass Literaturkritiker, die für die Presse schreiben, selbst nicht über genügend Kenntnisse angesichts der Masse an Literatur verfügen, die sich Ihnen darbietet. Das hat zur Folge, dass sie alle sich auf einen Namen stürzen, der ohnehin schon hochgejubelt wurde.

Damit sei allerdings nichts gegen Orhan Pamuks Ambitionen gesagt, die komplizierten Ost-West-Beziehungen aus türkischer Sicht zu analysieren. Auch, wenn er selbst sagt, dass das nicht seine Absicht sei. Tatsache ist, dass er das aber in fast allen seinen Büchern tut. Künstlerisch ist ihm dies schon recht früh gelungen, in dem eher dünnen Band "Die weisse Festung (Beyaz kale)" und später besonders in "Rot ist mein Name (Adım kırmızı)", in dem die Identitätsprobleme, die sich als roter Faden durch Pamuks ganzes Werk ziehen, in der Entwicklung der Malerei und der dahinter stehenden religiösen Philosophie sichtbar gemacht werden.

Zur Zeit meines Studiums gab es Orhan Pamuks Literatur aber noch nicht. Was mich sehr interessierte, war die Dorfliteratur, ein für die Türkei typisches Genre, wenn man diesen Terminus hier richtig findet. Sie sollte das Landleben der damals noch weit überwiegend dörflichen Türkei schildern und von Autoren geschrieben sein, die an den Dorfinstituten zu Dorflehren ausgebildet worden waren und zudem an Dorfschulen unterrichtet hatten. 1950 erschien das Buch "Unser Dorf (Bizim Köy)" von Mahmut Makal, der sicher keinen elaborierten Stil schrieb, aber eben das Dorfleben treffend dem Leser vor Augen führte. Die literarische Kritik an ihm schoss aber oft über das Ziel hinaus, ebenso wie die politische, die ihn nämlich für einige Zeit – man braucht es kaum zu erwähnen – ins Gefängnis brachte.

Noch Jahre später, als der Name Mahmut Makal im Kreise von Kollegen fiel, tat einer meiner deutschen Kollegen, der ein eingefleischter und eingebildeter Historiker war, so, als sei ihm der Name unbekannt. Auf seine Frage: "Wer ist das denn?" blickten wir anderen im Gesprächskreis ihn verblüfft an. "Ach so, war das nicht dieser Mensch mit der Dorfliteratur?" Jeden Studenten, der sich in der Prüfung so verhalten hätte, hätte ich gebeten, es ein Semester später noch einmal zu versuchen. Nun, Berufsblindheit kommt natürlich auch in akademischen Kreisen vor. Derselbe bedeutende Historiker; Autor mehrerer Bücher über die türkische Geschichte, hatte mich schon früher erstaunt. Als ich noch studierte, traf ich diesen Bamberger einmal

in Istanbul. Während des Gesprächs erwähnte ich, dass ich an der Übersetzung des oben genannten Romans von Adalet Ağaoğlu arbeitete. Seine Reaktion war ärgerlich: "Die hat ja nichts als marxistische Phrasen gebracht!" Ich kann verstehen, dass ein eingefleischter CSU-Wähler die sozialkritischen Äusserungen einer politisch engagierten Literaturrechtung als marxistisch ansieht, aber solche professionell verformten Geister sind glücklicherweise eine Ausnahme. Hier spielt eine Rolle, dass viele Wissenschaftler ihr eigenes Forschungsgebiet als wichtigste, anspruchvollste Disziplin ansehen und das durch Abwertung der Schwerpunktforschung ihrer Kollegen unterstreichen.

Die moderne Literatur war aber durchaus nicht, was mich an der Philologie am meisten interessierte. Ich las mich leidenschaftlich in die alttürkischen buddhistischen Texte ein und zwar nicht in Transkription, sondern in der uigurischen Schrift, die das zentralasiatische Türkvolk der Uiguren um 1000n.Chr. aus der sogdischen Schrift entwickelt hatte. Dass ich hier eine besondere Leidenschaft zeigte, lag an mehreren Voraussetzungen, von denen die eine war, dass ich mich ohnehin mit dem Buddhismus beschäftigte, der natürlich in den tibetischen und Sanskritstudien im Mittelpunkt stand; eine andere war die bereits genannte Faszination des fremden Schriftsystems und eine weitere, die Neugier auf die frühen Quellen. Letztere betreffend boten sich allerdings mehr noch die Texte in der sogenannten türkischen Runenschrift an, die so wegen ihrer Ähnlichkeit mit den germanischen Runen genannt wird und deren Texte zum grössten Teil aus dem 8. und 9. Jahrhundert stammen.

Das Studium dieser Texte hat eine für den Laien ungeahnt weite Dimension. Es spricht sowohl den Sprachhistoriker an, der hier die früheste türkische Schriftsprachenstufe dokumentiert hat, geht über das Studium der frühen Seidenstrasse bis schliesslich zur Geburt des türkischen Nationalbewusstseins am Ende des 19. Jahrhunderts. Die osmanische Literatur, die vielen historischen Texte und die ungemein umfangreiche Dichtung, sowie die Geschichte des Osmanischen Reiches mit einer Dynastie, die ca 900 Jahre an der Macht war, werden nach wie vor als ein besonderes Gebiet der Turkologie angesehen, nämlich als Osmanistik. Die osmanische Sprache, ein teilweise höchst komplexes Gemisch aus türkischer Syntax, persischem und arabischem Vokabular und auch Grammatik hat zweifellos besondere Reize. Was mich aber nie reizte, war die in ihr geschriebene mystische Literatur.

Das ist auch etwas, was mich an Orhan Pamuk stört, insbesondere die häufige Bezugnahme auf Texte wie "Hüsni-ü Aşk (Schönheit und Liebe)". Ich bezweifle, dass der nicht-türkische Leser, auch der gebildete, etwas mit dem Berg Kaf oder dem Vogel Simurg anfangen kann. Die Bilder, mit denen sie ihre Lehre vermitteln, sind oft poetisch und treffend. In der pantheistischen Mystik, wie sie von den Mewlewi-Derwischen vertreten wird, dreht sich alles um die Liebe zu Gott und damit zum Dasein an sich, da Gott sich in allem manifestiert. Der Vogel Simurg – hier wird eine iranische Tradition aufgegriffen – sitzt auf dem Weltberge Kaf. Die Vögel beschliessen, ihren König, den Simurg, zu besuchen und nach der Überwindung

verschiedener Hindernisse schaffen es dreissig von ihnen. Anstatt des Königs der Vögel finden sie aber ein Gewässer, in dem sie sich spiegeln und begreifen, dass sie, die dreissig "si" Vögel "murch" sind, während in gleicher oder ähnlicher Zusammensetzung das Wort schon lange in der Mythologie den Herrscher der Vögel bezeichnet hat. Gott ist also nicht ausserhalb des Betrachters, sondern manifestiert sich in transzendenter Totalität.

Diese Argumentationen zu verstehen heisst nicht zwangsläufig, sie zu übernehmen. Als Annemarie Schimmel – wer kennt sie noch? - Zorn auf sich zog, als sie Verständnis für die Fetwa gegen Salman Rushdie zeigte, war sie deutlich zu weit gegangen, um von einer aufgeklärten Gesellschaft akzeptiert zu werden. Manchmal verrät ein kleiner Satz, wo der Autor steht. Wenn sie in ihrem Buch über Mewlana folgendes schreibt: "...der Tod ist ja, wie die Sufis seit langem wussten, keine Trennung, sondern eine geistige "Hochzeit", dann drückt sie wohl aus, dass sie sich mit diesem "Wissen" identifiziert.

Der Unüberzeugte wird sicher so mancher Äusserung Mewlanas nicht zustimmen "Wo immer Schmerz ist, dort geht die Medizin hin. Wo immer Armut ist, dort geht die Hilfe hin". Nein, nein, nein, so möchte man schreien, wenn es doch bloss so wäre! Und die Schönheit der Dichtkunst Mewlanas, von der all jene schwärmen, die das persische Original lesen können, widerlegt nicht den Mangel der sufischen Logik. Wenn Gott – wie Mewlana sagt – den Sünder braucht, um den Schatz seiner Gnade zu verschenken, bedarf er also des Sünders und ist damit nicht vollkommen. Ganz einfach und basta, denn so versinkt man am schnellsten im tiefdunklen Meer theologischer Spitzfindigkeiten.

Die moderne Lyrik, auf die auch die 1932 offiziell einsetzende Sprachreform einwirkte, war und ist noch für mich eine wesentlich angenehmere Lektüre. Die türkische Dichtung ist ebenso umfangreich wie die moderne Prosaliteratur und meines Erachtens ausdrucksstärker. In ihr drücken die türkischen Dichter ihren seelischen Zustand, ihre Überzeugungen lebhafter aus, als in Romanen und Kurzgeschichten. Hier ist allerdings nicht der richtige Ort für eine türkische Literaturgeschichte. So möchte ich mich von diesem Kapitel mit dem ersten Teil eines Gedichts von Ahmet Arif verabschieden, das meinem Empfinden nach einen Eindruck von der Kraft der Poesie türkischer und in türkischer Sprache schreibender kurdischer Dichter vermitteln kann. Arif wurde 1925 im südostanatolischen Diyarbakir geboren. Da ich kein Lyrikübersetzer bin, kann ich nur hoffen, dass meine Übersetzung dem Original wenigstens ein wenig nahe kommt:

Vor Sehnsucht nach dir habe ich Sträflingsketten abgetragen

Dich erzählen können, dich,

den braven Kindern und den Helden.

Dich erzählen können, dich,
dem Ehrlosen,
der hinterhältigen Lüge.

Wieviele harte Winter, einer nach dem andern,
schlief der Wurm, schlief der Vogel, schlief der Kerker.
Allein, ich schlief nicht.

Wieviele Frühlinge
habe ich vor Sehnsucht nach dir Sträflingsketten abgetragen?

In dein Haar möchte ich blutige Blumen stecken,
eine auf jene,
ein auf diese Seite

.....

Dein Fehlen ist der andere Name für Hölle.

Ich friere. Schliesse Deine Augen nicht!

In einem Fach wie der Turkologie gibt es über das Interesse an gänzlich Neuem hinaus auch die Überraschungen, die man Zuhörern bereiten kann, wenn man verfestigte Missverständnisse korrigiert. Nur ein Beispiel sei hier genannt, das besonders Vorurteile schafft. Das sogenannte Bilderverbot. Hier haben wir es wieder mit einem Thema zu tun, dem der Koran keine Beachtung schenkt, das aber auf spätere Überlieferungen, die Hadise, zurückzuführen ist. Die Kenntnis der künstlerisch hochstehenden Ornamentik, die besonders in der Architektur, oft auf Kacheln, bei Betrachtern Bewunderung hervorruft, wird nicht zu Unrecht auf ein Verbot – eben in den Hadisen – zurückgeführt, Lebewesen darzustellen, da nur Allah das Recht hat, diese zu kreieren. Aber die bildliche Darstellung von Mensch und Tier, die bei den Arabern vor Mohammed verbreitet war und eben später verboten wurde, weil sie an die Götzenverehrung erinnerte, ist aus der Kunst des Islams nie ganz verschwunden. In den 12. und 13. Jahrhunderten nehmen sogar die Illustrationen religiöser Bücher zu. Selbst die Himmelfahrt Mohammeds ist in einem reichlich bebilderten Buch erzählt.

Was die bildende islamische Kunst deutlich von der abendländischen unterschied,

war die Funktion der Textbegleitung des Bildes, die die Ursache für die Entwicklung der Miniaturmalerei war. Die Idee des Gemäldes als selbständiges Werk, das aus sich selbst heraus verstanden werden muss, war den islamischen Miniaturmalern, insbesondere den zuerst mit der westlichen Malerei konfrontierten Osmanen, unverständlich und suspekt. Vom Inhalt her breitete sich allerdings eine freie Themengestaltung bis zum türkischen Moghulreich in Indien aus, dessen Malerei als eine der interessantesten der Welt angesehen werden kann. Die westliche Kunstauffassung setzte sich im islamischen Raum spätestens mit dem Osmanensultan Mehmet II durch, dem Eroberer Istanbuls 1453. Der Austausch von Diplomaten zwischen westlichen und östlichen Staaten war zu jener Zeit schon längst selbstverständlich. Einer der Gesandten der mächtigen Republik Venedig in Istanbul hatte in seiner Heimat einen guten Ruf als Maler und insbesondere Porträtist. Als Gentile Bellini 1479 nach Istanbul gesandt wurde, wurde er dort von Mehmet gebeten, ihn zu porträtieren. Damit entstand das erste Sultansporträt, dem sich eine lange Tradition anschliessen sollte. Allein diese kurzen Ausführungen vermögen vielleicht den Leser, dem dies unbekannt ist und interessant erscheint, anzuregen sich einmal mit dem islamischen Bilderverbot zu beschäftigen. Abschliessend sei noch kurz daran erinnert, dass auch die jüdische Geschichte eine Phase kennt, in der die Malerei abgelehnt wurde und auch im Christentum gab es schliesslich den Ikonoklasmos und die Bilderstürmer. Wenn ich an die Ikonenküsserei, mit der ich später in Zypern konfrontiert wurde, denke, bringe ich ein gewisses Verständnis für die Vorbehalte gegen diesen "Götzendienst" auf.

St. Pauli klingt wie ein Ort, über den man nichts zu schreiben braucht. Das gilt eigentlich für viele Orte, von denen die Menschen glauben, darüber genug zu wissen. Aber ein Tourist, der vielmals in St. Pauli war, oder in Istanbul oder sonstwo, hat nicht die Möglichkeit, soviel über einen Ort zu erfahren, wie der, der dort lebt.

St. Pauli klingt nach Reeperbahn und klingt nach Sex, Trunk und Gewalt. Sex gibt es genug für das nötige Geld. Jetzt wahrscheinlich genau wie damals, aber damals gab es viel Spekulantentum und es wurde viel moderner Schnickschnack gebaut, der die alten Fassaden Erinnerung machte. Aber St. Pauli bedeutete immer noch Hafen, Nebenstrassen, kleine harte Kneipen, in denen ebenso gesoffen wurde wie auf der Reeperbahn selbst.

Aber dann waren da auch noch in den Nebenstrassen die kleinen Kneipen, unberührt von den Sex-Touristen und den anderen Leuten, die mit dem Gewerbe zu tun hatten. Gemütliche Kneipen für die Alteingesessenen. Die kleine Kellerkneipe, drei Stufen nach unten – bitte nach dem vierten Halben aufpassen – wurde von zwei alten Frauen geführt. Sie lag am Paulinenplatz, und der lag gleich hinten um die Ecke von unserem vierstöckigen Haus in der kopfsteingepflasterten Budapester Strasse. Unsere kleine WG mit drei Bewohnern lag im dritten Stock und auch dort oben ratterte das Besteck in der Küche und die Scheiben der doppelt verglasten Fenster, wenn schwere Laster über das Kopfsteinpflaster fuhren. Es rappelte so, dass eines nachts eine Hängepflanze, die ich mit ihrem schweren Topf unter der Zimmerdecke

eingeschraubt hatte, wie ein schweres Geschoss neben meinem Bett auf den Boden schlug. Wie gesagt, meine Fingerfertigkeit...und dann auch noch das Kopfsteinpflaster. Jetzt ist die Budapester asphaltiert.

Je näher die Promotionsprüfungen kamen, desto öfter sass ich nicht in der Bibliothek, sondern in unserer kleinen Kellerkneipe am Paulinenplatz – bei Oma. Dort büffelte ich und übersetzte zur Übung Texte in verschiedenen Sprachen für die mündlichen Prüfungen. Die Dissertation über Hilfsverbkonstruktionen im Neu-Uigurischen hatte ich bereits mit Erfolg eingereicht. Auch sie war teilweise in einer Kneipe geschrieben worden – gegenüber von unserer Wohnung in Uhlenhorst.

Auch bei Oma gingen die Vorbereitungen erstaunlich gut voran. Ich sah eben im Fernsehen einen Film über "brain-doping", dem angeblich auch viele Studenten mit Tablettenmixturen fröhnen. Nun, bei mir regte der herrliche Malz- und Hopfengeschmack der ersten zwei Halben zunächst ein Brainstorming an, das sich dann beim dritten etwas harmonisierend auswirkte, sodass ich beim vierten Halben die bis dahin erbrachten Leistungen mit einem zusätzlichen "Kurzen" geniessen, dann meine Bücherstapel packen und – Achtung, drei Stufen! - über den nie ganz dunklen Paulinenplatz langsam nach hause schlendern konnte.

Auch am Abend vor den beiden Nebenfachprüfungen in Tibetologie und in Indologie trank ich noch bei den letzten Vorbereitungen mit Erfolg vier Halbe. An den Abend vor der mündlichen Hauptfachprüfung kann ich mich nicht erinnern – vielleicht weil es noch ein paar Kurze waren? Nichtsdestoweniger lief die Prüfung in der Turkologie ausgezeichnet. Um dem Leser einen Eindruck von den Anforderungen einer solchen Prüfung zu vermitteln, sei der Inhalt hier in aller Kürze geschildert, da sich bei blosser Nennung des Faches die meisten Menschen fragen: "Was macht man da eigentlich so?" Die Turkologie ist ein philologisches Fach. Man hat also vorwiegend mit Sprache zu tun. Je nach Interesse kann man seine Schwerpunkte auf die linguistisch-literaturwissenschaftliche oder die historische Ausrichtung setzen, und je nach Schwerpunkt, der auch vom jeweiligen Professor abhängt, haben die verschiedenen Richtungen wieder andere Bezeichnungen. Ein Zweig der Turkologie, der nicht mehr so stark vertreten ist, ist die Osmanistik, die sich vorwiegend mit der Geschichte des Osmanischen Reiches beschäftigt, was natürlich eine gründliche Ausbildung in der osmanischen Sprache voraussetzt. In Hamburg war die Ausrichtung historisch und literarisch bzw. literaturhistorisch. Dementsprechend beinhaltete die mündliche Prüfung Lektüre und Interpretation aus verschiedenen historischen Epochen, in denen sich auch die sprachliche Entwicklung widerspiegelt. An türkischen Universitäten ist sie nach wie vor Stützbalken der türkischen Philologie.

Die Prüfung bestand also aus der Lektüre eines alttürkischen, also vorislamischen Textes, einem Textabschnitt in der frühen islamisch geprägten zentralasiatischen türkischen Literatursprache Tschagataisch und der Lektüre eines osmanischen literarischen Textes, die beiden letzten natürlich in arabischer Schrift. Daraus wurden

Fragen zu den jeweiligen historischen Rahmenbedingungen entwickelt. Letzteres bedeutete bei der Lektüre eines Textes aus den Runeninschriften des 9. Jahrhunderts, die in der heutigen Mongolei gefunden wurden, auch Fragen zu der recht gut dokumentierten Geschichte des ersten türkischen Reiches zu beantworten. Da der tschagataische Text ein Abschnitt aus dem Baburname war, also der Autobiographie des türkischen Kaisers Babur, gab es Fragen zu dessen Gründung des Mogulreiches (nicht zu verwechseln mit dem mongolischen Reich!) in Indien, das durch seine kulturelle Entwicklung, die u.a. zu einer Synthese von Islam und Hinduismus führte, von faszinierender Vielfalt ist.

Das moderne Türkisch, das in der Türkei gesprochen wird, wird in der Fachwelt als Türkeitürkisch bezeichnet, um es von den anderen Türksprachen wie Aserbaidshianisch, Ösbekisch, Uigurisch usw. zu unterscheiden. Im Türkeitürkischen wurde ich nicht geprüft, weil ich ja schon in den ersten Semestern zwei Romane aus dieser Sprache übersetzt hatte.

Und dann tauchen diese Fragen auf, oft selbst in akademischen Kreisen: "Was bringt das denn? Warum soll man sich denn mit der türkischen Sprache aus dem 9. Jahrhundert befassen? Und vor allem hier, in Europa?" Darauf gibt es nicht nur eine Antwort.

Europäer, die geisteswissenschaftlich interessiert sind, werden sich auch für historische Vorstufen gegenwärtiger kultureller Ereignisse interessieren. Was für die germanischen, romanischen oder slawischen Völker selbstverständlich ist, sollte auch für nicht-europäische Völker selbstverständlich sein. Wer glaubt, dass Entwicklungsstufen älterer Kultur wie Literatur und Kunst unwichtig sind, kann gleich die ganze Geschichte einpacken, denn die Politikgeschichte ist immer in einen kulturellen Rahmen eingebettet. Fast alle Probleme zwischen Völkern und Kulturen beruhen auf der Unkenntnis kulturhistorischer Entwicklungen, denn aus dieser Unkenntnis entsteht die Minderschätzung anderer Kulturen. Bleiben wir einen Moment bei diesem Punkt.

Diese Unkenntnis kann sich ganz unterschiedlich auswirken. Z.B. in der Einschätzung, dass die arabischen Eroberer Spaniens schlimme Barbaren waren, vor denen das christliche Abendland gerettet werden musste, oder Attila ein blutrünstiger Unterdrücker, aber Alexander der Grosse, wie der Beinamen schon sagt, ein grosser Eroberer, der das Licht Griechenlands nach Osten brachte. Da wir einmal bei Griechenland sind: In der langjährigen Auseinandersetzung zwischen Europa und Griechenland, nachdem dieses sich in die Euro-Mitgliedschaft hineingelogen hatte, versuchten die Griechen – wieder einmal – ihren Trumpf auszuspielen, die Wiege der europäischen Kultur, zumindest aber der Demokratie zu sein. Demokratie könnte man als kulturellen Beitrag zur Weltgeschichte noch gelten lassen. Aber man sollte das nicht übertreiben. Es war eine Demokratie – also Herrschaft des Volkes - , die allerdings keinen Platz für Frauen und andere Unfreie hatte. Es war ja eine Sklavengesellschaft, in der nur männliche vermögende Bürger Stimmrecht hatten.

Ähnliche Demokratien, aber wohlgemerkt nicht unter griechischem Einfluss, fand man auch in anderen Gesellschaften, wenn auch etwas später, aber dafür wiederum durchgängiger.

Diese griechische Überheblichkeit wirkt sich aber noch viel abstruser aus. So wollte mich eine Zyperngriechin davon überzeugen, dass die meisten grossen Erfindungen griechischen Ursprungs seien, wie z.B. das Telefon. Entstanden aus den Wörtern "tele" fern und "phoni" Stimme, Laut. Die rationale Erklärung dessen, warum viele Erfindungen griechische bzw. gemischt griechisch-lateinische Bezeichnungen haben, ist in der Tat nicht so leicht zu vermitteln.

Nun weiss ich ein bisschen durch meine familiären Bande über den katastrophalen Zustand griechischer Erziehung. In Zypern war sie bis in die jüngste Zeit noch verheerender. Unterrichtet wurde nicht die Geschichte und Geographie Zyperns, sondern die Griechenlands, die Geschichte Byzans' und des Hellenismus. Ebenso war es in der Geographie. Ausserhalb dieser hellenozentristischen Welt lag nichts Erwähnenswertes. Dementsprechend sind nicht nur die Staaten Asiens und Amerikas unbekannt, sondern der Durchschnittsbürger hat auch keinerlei Vorstellung von den Entfernungen in Europa. Die grösste Entfernung, die man sich auf Zypern vorstellen kann, ist etwa die von Larnaka nach Paphos und eine längere Strecke ist nicht vorstellbar, sodass sie auch nicht auf Europa übertragen werden kann. Die Erwähnung, dass eine Autofahrt von Freiburg nach Hamburg gut zehn Stunden dauern kann, wird mit offenem Mund mistrauisch wahrgenommen.

Die Vorstellungen der türkischen Gastarbeiter in Deutschland waren ganz anderer Art, aber nicht nur wegen der durchaus besseren Schulbildung. Die Türkei ist ein grosses Land und weite Entfernungen sind jedem geläufig. Ein Problem, das mir gut im Gedächtnis verhaftet ist, war die Angst vor den Behörden. Was ich selbst sehr gut nachvollziehen konnte. Hatte ich doch mehrere Jahre gesetzlos auf der Strasse gelebt und konnte keine Autorität akzeptieren. Der Grund der Angst bei den Türken war nicht identisch damit, aber ähnlich gelagert. Die türkische Bürokratie ist nicht menschlicher als die anderen europäischen Bürokratien, und diese Herz-Kreislaufattacken fördernde Tatsache tritt bei den Türken noch verstärkt auf, aufgrund der in der türkischen Gesellschaft herrschenden, erstarrten Hierarchien, die durch Jahrhunderte den Autoritätsglauben die Menschen die Angst vor den Obrigkeiten lehrt. Bedenkt man dann, dass die türkischen Einwanderer den bürokratischen Schikanen ohne die Kraft der Sprache, die die Möglichkeit des Widerspruchs verleiht, einfach hilflose Spielobjekte waren, versteht man ihre Verzweiflung.

Sobald ich das als Problem wahrnahm, begann ich, Türken beim Ausfüllen oft für mich Muttersprachler kaum verständlichen Amtsformulare zu helfen und sie auf Ämter zu begleiten. Gleichzeitig führte ich vom Hamburger Senat geförderte Befragungen in türkischen Familien zu deren Lebenssituation durch.

In der Zeit in St.Pauli gab es also viel Aktivitäten. Den privaten Italienischunterricht, den ich nahm, um die guten Werke der italienischen Turkologen, insbesondere Ettore Rossis und des Tibetologen Giuseppe Tucci zu lesen, habe ich noch nicht einmal erwähnt. Oft fand ich trotzdem früh morgens Zeit, an den nicht weit entfernten Landungsbrücken zu sitzen und den grossen Pötte zuzusehen. Oder mich auf den Weg machte, die Reeperbahn runter, die Bergstrasse hoch, meinen damals besten Freund von zweien, den Übersetzer Carl Koss, der dann so früh an Krebs starb, in Altona zu besuchen.

Bahrenfeld ist wohl einer der unansehnlichsten Hamburger Vororte. Wenn ich an Bahrenfeld denke, kommt mir zuerst ein pausenlos rauschender Verkehr in den Sinn. Nach der Erinnerung an die Mutter meines Sohnes, die dort wohnte und die der Grund dafür war, dass ich dorthin zog. Sie und ihr erster Sohn wohnten in einer Erdgeschosswohnung mit angeschlossenem Ladengeschäft, in dem sie Textilien in Kommission nahm, die sich kaum je verkauften. Es war ein armseliges Leben. Aber hintenhinaus war es fast romantisch. Es gab Obstbäume, Gemüsebeete und einen Hühnerstall. Hier schlachtete ich zum letzten mal in meinem Leben ein Huhn. All dies gab den Anschein eines nahezu autarken Lebens. Aber eben nur nahezu. Wir hatten für mich ein paar Häuser weiter ein kleines Zimmerchen unter dem Dach gemietet, in dem ich arbeiten konnte und wo ich meine ersten Rezensionen schrieb.

Vor der Häuserreihe verlief die vielbefahrene Bahrenfelder Strasse, laut mit viel Lastwagenverkehr, der von und zu der Autobahn fuhr, die von Nord nach Süd mitten durch Hamburg, durch den Elbtunnel führt. Die bewohnte Umgebung hingegen passte nicht dazu, sie war eher kleinstädtisch, eben mit Gärten im Hintergrund.

Dann bekam ich meine erste befristete Stelle an einer Universität. In Giessen arbeitete Professor Klaus Röhrborn an altuigurischen Texten, die meist buddhistischen Charakters waren. Ich war wohl eingestellt worden, weil ich bei dem grossartigen Buddhismuswissenschaftler Schmithausen in Hamburg Indologie und Tibetologie gelesen hatte und das Schlitzohr Röhrborn sich ausmalte, dass ich über diese Verbindung einen Text identifizieren könnte, den bis dahin keiner "geknackt" hatte. Ich schaffte es tatsächlich mithilfe Schmithausens. Ich transkribierte und übersetzte die erhaltenen Fragmente, soweit das möglich war. All dies war im Rahmen der Katalogisierung der orientalischen Handschriften in Deutschland, ein grosses, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstütztes Projekt.

Der Mohr hatte seine Schuldigkeit getan und hätte gehen können. Ich hatte das Glück, dass mich Werner Ende, der den Lehrstuhl für Islamwissenschaft in Freiburg innehatte, bei einem Besuch in Hamburg fragte, ob ich nicht Lust hätte, in Freiburg Türkisch zu unterrichten. Ich hatte, oder besser gesagt, es blieb mir nichts anderes übrig, da ich sonst das Schicksal vieler Orientalisten geteilt hätte und arbeitslos geworden wäre. Dass das eine glückliche Entscheidung war, sollte sich später, trotz einiger widriger Umstände zeigen.

Bevor ich meinen ersten richtigen wissenschaftlichen Artikel in Freiburg schrieb, veröffentlichte ich einige kürzere Texte – sogenannte Miszellen – bereits in Hamburg, einige als Student. Ich sass also in dem Stübchen unterm Dach und hackte auf einer alten Schreibmaschine rum. Zu jener Zeit waren Computer noch kein selbstverständlicher Teil des Alltags.

Der Weg zum PC war für mich sehr weit und bis jetzt habe ich meine starken Vorbehalte nicht verloren, sondern eher noch verstärkt. Nein, es ist nicht das Ewiggestrige in mir. Ich mag in mancher Beziehung konservativ sein, obwohl ich denke, dass ich eher nur radikal anders bin. So haben mir Autos mein Leben lang nichts gesagt, und daher habe ich keinerlei Zugang zu Menschen, die von Autos schwärmen und besonders nicht zu Männern, für die ein "besonderes" Auto Ersatz für nicht vorhandene Werte und Qualitäten ist.

Der Computer dagegen ist vielseitiger. Inzwischen sehe ich ihn sogar nicht nur als elaborierte Schreibmaschine. Ich mache ja auch Nutzen vom Internet. Ich tausche e-mails aus, was ich vor einigen Jahren noch strikt abgelehnt habe – und nicht nur weil ich Briefmarkensammler bin. Auch benutze ich Suchmaschinen, jedenfalls wenn ich mal schnell sehen will, wann z.B. Marguerite Duras gelebt hat. Aber in den Suchmaschinen sehe ich auch eine ganz grosse Gefahr.

Die Grundlage, von der sie ausgeht, ist erschreckende Halbbildung und oft krasse Verbildung, die ihre Benutzer zu Menschen macht, die sich einbilden, eine Bildung zu besitzen, die sich aber eben nur als Einbildung entpuppt, und damit gefährlich wird. Halbes Wissen ist gefährliches Wissen, insbesondere im Gehirn von Rechthabern und Klugscheissern. Erst gestern Abend stiess ich auf die Informations- und Diskussionsseite, auf der jemand die Frage nach der gegenseitigen Verständlichkeit von türkischen Sprachen gefragt hatte. Da wurde viel spekuliert und besser gewusst und türkische Muttersprachler mischten sich mit hahnebüchernen Unsinn ein, gespeist aus ihrer miserablen Erziehung und gemischt mit pantürkistischem Gedankengut und dem Bewusstsein als Muttersprachler eh alles besser zu wissen. Was, wie man immer wieder als Fachmann merkt, niemals der Fall ist. Und da ist das grosse Übel und der Mangel verborgen, nicht einmal auf die Idee zu kommen, vielleicht Rat bei Menschen zu holen, deren Beruf es seit Jahrzehnten ist, sich solche Fragen zu stellen. Hier führt der Zugang zum Internetwissen nicht zur Allgemeinbildung, sondern zu einer besonders gefährlichen Art von Ignoranz. Wikipedia ist teilweise ganz gut, weil hier auch Spezialisten schreiben, aber wenn diese als Muttersprache Englisch haben, fehlen in der weiterführenden Literatur fast immer die oft ausgezeichneten Arbeiten zu dem Thema in anderen Sprachen, da sich englische Muttersprachler auch als Wissenschaftler sich die Ignorierung anderer Sprachen erlauben.

Nicht lang nach der Hochzeit in Bahrenfeld war der Umzug nach Freiburg beschlossene Sache. Nun muss ich wirklich mit einem Klischee weitermachen: Wie das Schicksal so spielt..., oder: Wie das Schicksal es wollte.... Meine damalige Frau

kam aus eben der Ecke, die mir bis dahin nur vom Durchreisen als Tramper bekannt war. Ihre Familie hatte mehrere Weinberge und so war die erste Zeit im Markgräfler Land ein Leben zwischen Universität und Weinbergen, wo ich auch das erste mal in meinem Leben beim "Herbschten" half.

Freiburg

Unsere erste Freiburger Wohnung lag in der Sautierstrasse, die vom Zentrum nach Norden Richtung Zähringen, entlang dem westlichen Saume des Schwarzwaldes führt. Aber um genau zu sein, muss ich das Zimmer noch erwähnen, das ich vorher in einer anderen Gegend Freiburgs für die Dauer eines Monats bewohnte. Länger dauerte es nicht, bis ich die grosse Wohnung in der schönen Lage zwei Minuten vom Botanischen Garten gefunden hatte und meine damalige Frau und ihr Sohn nachkommen konnten. Kurz hinter dem Botanischen Garten ging es hoch in den Wald mit herrlich erholsamen Wanderungen und verführerischen Esskastanienbäumen. Wie oft kamen wir mit prall gefüllten Beuteln mit Kastanien nach hause zurück!

Die Stelle als Lektor für Türkisch hatte vor allem den Nachteil, dass es sich nur um eine halbe Stelle handelte. Da angesichts meiner Fächerkombination keine andere Arbeitsmöglichkeit ersichtlich schien, als eine Stelle an der Universität zu bekommen, hatte ich von vorn herein die Absicht, mit wissenschaftlichen Leistungen eine akademische Laufbahn zu ermöglichen. Da von einer Habilitation zunächst nicht die Rede war, musste ich zumindest meine wissenschaftlichen Ambitionen durch Veröffentlichungen bekräftigen. So bot sich nun die Halbtagsstellung dazu an, den verbleibenden halben Tag zur Forschung und Veröffentlichung zu nutzen, was – nur soviel sei hier gesagt – zu den familiären Zerwürfnissen führte, die schliesslich die Scheidung zur Folge hatten.

Nichts reizte mich so sehr, wie die buddhistische Handschrift, die ich in Giessen für die Katalogisierung bearbeitet hatte, gründlicher zu analysieren und Teile davon in einer Fachzeitschrift zu veröffentlichen. Dieser Artikel war mein Abschied vom Sanskrit, das ich hier zum vorläufig letzten mal brauchte. Ich hatte mich zur Argumentation auch auf tibetische Quellen gestützt, was mir Freude bereitete und ausschlaggebend dafür war, dass ich die Anfrage eines Verlages annahm, ob ich bereit sei, eine Einführung in das tibetische Schriftsystem zu verfassen. Später sollte ich noch mehr Einführungen in verschiedene Themen schreiben. Die allermeisten Professoren drücken sich ja darum, weil sie meinen, dass das Verfassen von Einführungen unter ihrem wissenschaftlichem Niveau sei. Dazu zwei Punkte: Es ist viel schwieriger als die meisten Wissenschaftler denken, eine pädagogisch geschickt progressive Einleitung in ein Thema zu verfassen. Das zeigen viele schlechte Beispiele solcher Arbeiten. Ein anderer Punkt ist die Arroganz vieler meiner ehemaligen Kollegen, die Unverschämtheit den grossen Maxen zu markieren, aber Angst vor einer nicht erfolgreichen Veröffentlichung zu haben. Dieses Phänomen zeigt sich ebenso in der Angst vieler Philologen, Literatur aus ihrem sprachlichen

Bereich zu übersetzen, da sie wissen, wie schwierig das sein kann und wie hart die Rezensionen ausfallen können.

Die tibetische Schrift wurde im 7. Jahrhundert n.Chr. aus einer indischen Schrift entwickelt, im Auftrage des tibetischen Königs Songtsen Gampo. In ihr wird sehr deutlich, wieviel näher die Tibeter der indischen Kultur standen als der chinesischen. Während die chinesische Schrift auf Ideogrammen und Pictogrammen beruht, also Vorstellungen oder Bilder wiedergibt, und dieses System auch in die Schriftsysteme anderer Sprachen, z.B. des Japanischen entlehnt wurde, ist die tibetische Schrift eine klare Buchstabenschrift. Die Schwierigkeit, die sie heutigen Lesern bietet, entsteht aus der Tatsache, dass es für sie während ihrer langen Geschichte nie eine Reform gegeben hat, sodass sich die moderne gesprochene Sprache sehr weit von der Schriftsprache entfernt hat. Die eigentlichen Probleme eines Schriftsystems, das gesprochene Laute wiedergibt, liegen allerdings nicht, wie Laien und unerfahrene Wissenschaftler glauben, in problematischen Schriftzeichen, sondern in der Orthographie, also dem System, das graphische Zeichen bestimmten Lauten zuordnet. So ist beim Tibetischen eigentlich nicht das Erlernen der Schrift problematisch, sondern das Lesen unter Berücksichtigung der Aussprache. Die moderne tibetische Sprache wird noch mit derselben Orthographie geschrieben, wie wir sie in den ersten überlieferten Texten aus dem 8. Jahrhundert vorfinden. Bei keiner europäischen Sprache stehen wir vor dem gleichen Problem, weil erstens kaum eine Sprache auf so eine lange Schrifttradition zurückblicken kann und zweitens, weil es in allen geschriebenen Sprachen zu irgendeiner Zeit Orthographiereformen gegeben hat, die die geschriebene Sprache der neueren gesprochenen Form näher gebracht hat.

Der Artikel über Nagarjunas erkenntnistheoretischen Text und die Einführung in die tibetische Schrift erschienen fast gleichzeitig. Inzwischen war unser gemeinsamer Sohn geboren und zu manchen anderen Problemen kam der Vorwurf, dass ich mich nicht genug um das Kind kümmere, weil ich nur an meine Karriere dachte. Das war weltfremd, aber diese Tatsache nicht vermittelbar. Eine Frau und zwei Kinder allein zu lassen war eine sehr schwierige Entscheidung, aber die Spannungen waren für uns beide nicht auszuhalten.

Ich zog aus und in ein Einzimmerappartement in der Bertholdstrasse, meine zweite Wohnung in Freiburg. Eines Abends besuchte ich den Besitzer des Hauses in der Sautierstrasse und versuchte, ihn davon zu überzeugen, meine Frau darin wohnen zu lassen und dass ich die Miete übernehmen werde. Der Mann, der in Freiburgs nobelstem Vorort Herdern wohnte, war Staatsanwalt. Seine Ablehnung meines Vorschlages und Begründung der Kündigung war: "Eine alleinerziehenden Frau gehört nicht in dieses seriöse Haus." Und dieses Ungeheuer arbeitete in der Rechtsprechung, allerdings wenigstens nicht als Richter. Wieder einmal wurde mein – nicht mehr bedeutendes – Vertrauen in die Justiz erschüttert, wieder einmal durch einen juristischen Schmutzfinken.

Inzwischen hatte ich von der Universität Zürich das Angebot erhalten, am dortigen Orientalischen Seminar, an dem es keine Turkologie als selbständiges Fach gab, den Türkischunterricht zu übernehmen. Lehrstuhlinhaber war damals dort der geniale Iranist Benedikt Reinert. Die Fahrtkosten für die zweistündige Hin- und wieder zweistündige Rückfahrt wurden voll von der Universität Zürich übernommen und die Vergütung stimmte auch, ebenso wie das Engagement der Studenten.

Dies ist solch ein Moment, in dem mir so viele Erinnerungen in den Sinn kommen, die wahrscheinlich allesamt für andere Personen uninteressant sind, sich mir aber aus unerklärlichen Gründen so eingepägt haben, dass eine Assoziation gleich die nächste auslöst. Als da sind die immer gleichen Zecher in der Bahnhofskneipe im Badischen Bahnhof in Basel, wo ich aus Zürich kommend nach Freiburg umsteigen musste und wo mir immer genug Zeit blieb, bei einem Glas Bier vom Unterricht abzuschalten; die kleine Bergbahn, die auf den Hügel fuhr, auf dem das Hauptgebäude der Universität lag, und die ich nahm, wenn ich zu müde Beine zum Steigen hatte; die überkauften Pizzastücke am Strassenrand auf dem Weg vom Zürcher Bahnhof zur Uni, wenn ich keine Zeit gefunden hatte, vor der Zugfahrt etwas zu essen, und so viele Dinge mehr.

Den Lehrauftrag in Zürich behielt ich auch weiter nachdem ich aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen war. Obwohl ich somit zeitlich ausgelastet war, erlag ich einer weiteren Versuchung, mir noch mehr Arbeit aufzuhalsen. Am Institut in Freiburg hatte der emeritierte Lehrstuhlinhaber für Islamwissenschaft Hans-Robert Roemer weiterhin einen Raum zur Verfügung, in dem er sich täglich aufhielt, nachdem er, von Alter und Krankheit schon merkbar geschwächt, von seiner Frau dorthin gebracht worden war. Ihn nur als eine Respektperson zu bezeichnen, wäre arg untertrieben, seine Studenten hatten Angst vor ihm. Das war nicht ganz grundlos, hatte er doch seine Freude daran, andere vor sich "stramm stehen" zu lassen. Ich habe das bald auf ein pädagogisches Urgestein aus einem andren Erdzeitalter tief in seinem Inneren zurückgeführt, denn dass sich eigentlich eher Gutes von ihm sagen liess, zeigt z.B. die Tatsache, dass er sich für jeden einsetzte, der sich an ihn wandte. Und das waren nicht nur Studenten, sondern auch arbeitssuchende Orientalisten.

Was uns beide zusammenbrachte, war seine Frage an mich, als wir uns einmal auf dem Flur trafen (wo manche Mitarbeiter plötzlich abbogen, wenn Sie Hans-Robert Roemer kommen sahen): "Herr Scharlipp, was wissen Sie denn über die alten Türken???" So eine typische Roemer-Frage. Er wusste, dass ich mich mit Geschichte und Kultur der Türken in vorislamischer Zeit, also etwa vor 1000 n.Chr., beschäftigte und hatte mich bereits für ein eigenes grosses Vorhaben eingeplant. Auf dem vorangegangenen Orientalistentag in Hamburg war von einer Gruppe von Islamwissenschaftlern beschlossen worden, das bisher aus zwei Bänden bestehende Standardwerk der Turkologie "Philologiae Turcicae Fundamenta" mit weiteren, aber vorläufig einem Band, zu ergänzen. Herr Roemer hatte die undankbare Aufgabe übernommen, die Herausgabe zu gestalten. Ohne ihm übel nachzureden, darf gesagt werden, dass er als Islamwissenschaftler in der vorislamischen Zeit der Türken nicht

gerade zu Hause war. Kurz gesagt, so frech es klingen mag, nachdem ich ihm einen Intensivkurs auf diesem Gebiet gegeben hatte, vertraute er mir soweit, dass er mir die Gestaltung des Bandes überliess, nicht ohne auf wöchentlichen Treffen, die nach seinem zweiten Herzinfarkt bei ihm zu Hause stattfanden, eingehend alle meine Aktivitäten ausführlich zu besprechen.

Das war reibungslos möglich, nachdem wir uns zusammengerauft hatten. Diese Raufereien waren anfangs ritualartig in unsere Treffen integriert. Romer zu Scharlipp: "Herr Scharlipp, wie heisst das Imperfectum passiv des IV. Stammes?" Scharlipp zu Roemer: "Das hab'ich gegenwärtig nicht präsent." Roemer zu Scharlipp: "Herr Scharlipp, was wissen Sie denn ÜBERHAUPT?" Scharlipp lächelnd zu Roemer: "Es soll ja Leute geben, die können nicht mal in einem chinesischen Wörterbuch nachschlagen." Roemer, nach kurzer Pause, aus zusammengekniffenen Augen starrend mit verhaltenem Ton zu Scharlipp: "Scharlipp, Scharlipp, you are me one!" Sie sind mir einer! Er liebte dieses Lübke-Englisch. Aus der Ungebildetheit seiner Mitmenschen zog er ein schadenfrohes Vergnügen.

Bald darauf kam der damals noch nicht emeritierte Lehrstuhlinhaber Werner Ende zu mir und fragte mich, ob ich Interesse hätte, an einem Sonderforschungsbereich mitzuarbeiten. Der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierte SFB beschäftigte sich mit der Beziehung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Da mag mancher Leser sofort richtig an mein Interesse an Schrift denken und die oben schon erwähnten Probleme, die Orthographie in Bezug auf die gesprochene Sprache hat. Wer hat sich noch nie gewundert, warum die "Worcester Sauce" etwa Wuster sos ausgesprochen wird? Aber die Beziehungen zwischen gesprochener und geschriebener Sprache und damit die Themen des SFB waren sehr viel zahlreicher und komplexer, wie allein die Bereiche deutlich machten, aus denen die Teilnehmer kamen. Da waren verschiedene Philologien vertreten, die Philosophie, Psychologie, Linguistik usw.

Was die Literaturwissenschaft betrifft, so ergeben sich viele Fragen und dementsprechend hoffentlich Antworten aus dem Vergleich zwischen schriftlich überlieferter Literatur einerseits und mündlich überlieferter andererseits. Allein die Tatsache, dass die mündlich überlieferten Texte von Überlieferer zu Überlieferer verändert werden können, wobei eine inhaltliche Selektion erfolgen mag, während bei den schriftlich aufgezeichneten Texten diese immer verfügbar sind und damit Veränderungen überprüfbar sind, lässt ahnen, wieviele Fragen sich bezüglich des Übergangs von der mündlichen zur schriftlichen Literatur stellen. Auch die Sprache selbst bietet Probleme, die nach Erklärungen verlangen. Ein Beispiel nur ist die gebrochene Syntax der gesprochenen Sprache. Der aufmerksame Zuhörer kann auch beim Fernsehen feststellen, welche grammatikalischen Inkonsequenzen Menschen unterlaufen, die frei sprechen, während geschriebene Sprache meist eine elaborierte Struktur aufweist. Dagegen birgt sie für den Schreibenden die Schwierigkeit, Konnotationen auszudrücken, die beim Sprechen durch Mimik, Gestik oder Tonschwankungen ergänzend zum sprachlich Ausgedrückten Mitteilungen machen.

Ich hoffe, diese paar Bemerkungen reichen aus, um zu verdeutlichen, wie breit das Thema des SFB war.

Allein die Ausarbeitung des Antrages, mit dem ich meine Aufnahme in den SFB begründete, war harte Arbeit. Dies fiel in die letzte Zeit meines Aufenthalts in der zweiten Freiburger Wohnung. Es war ein heisser Sommer und ich sass auf dem Boden des Balkons, zahllose Kopien und Bücher um mich herum, las und machte Notizen, feilte an Wendungen und Argumenten, die eine gelehrte Leserschaft zu überzeugen hatten.

Was war das eine Erlösung, als der Antrag angenommen wurde! Damit ging allerdings die Warnung von Kollegen einher, die meinten, dass es nun aber unerlässlich sei, die Redaktionsarbeit am Handbuch einzustellen, da das Forschungsprojekt, das auf meine Habilitation abzielte, meine ganze Konzentration erfordere. Ich machte trotzdem so weiter, einschliesslich Zürich.

Einer der positiven Aspekte war der recht gute Reiseetat, der mit dem SFB verbunden war. Während einer der zahlreichen Reisen dachte ich daran, später einmal ein paar Zeilen darüber zu schreiben. Und das sei hiermit geschehen: Da mein Projekt sich damit beschäftigte, wie die arabische Schrift auf die verschiedenen türkischen Sprachen wie Ösbekisch, Kasachisch, Aserbaidshanischnisch usw. zu verschiedenen Zeiten angewendet worden war, hatte ich viel Material zu beschaffen. So suchte ich einmal ältere türkische Texte im Uigurischen Institut der Universität Alma-Ata. Von dort flog ich nach Ürümqi in Sinkiang, also dem ursprünglichen und 1949 endgültig von China einverleibten Ost-Turkestan. Dort beschaffte ich uigurisches Material aus verschiedenen Epochen nach Übernahme des Islam im 15. Jh., was auch interessant war, weil die etwa neun Millionen Uiguren noch heute eine leicht modifizierte arabische Schrift schreiben. Bei der Ausreise aus Kasachstan wurde mir gesagt, dass ich mit dem Visum, das ich hatte, nicht zurückkommen könne. Also rief ich von Ürümqi aus Freunde in Alma-Ata an, die sich beim dortigen Innenministerium um meine Wiederkehr kümmerten. Der Klarheit zuliebe muss hinzugefügt werden, dass zu jener Zeit Alma-Ata noch Hauptstadt Kasachstans war, bis es 1997 Astana wurde.

Der Rückflug nach Alma-Ata mit der Aeroflot war so abenteuerlich wie der Hinflug. Viele Passagiere waren Händler, die in einem Land kauften, was in ihrem eigenen teurer war und so mit abenteuerlich grossem Handgepäck zwischen beiden Ländern über das Tien-shan-Gebirge pendelten. Da ihre Gepäckstücke so gross waren, dass sie den Gang verstellten hätten, hatten sie diese auf ihre Sitze gestellt und standen stattdessen selbst im Gang. Die Stewardessen, die sich missgestimmt durch den Gang boxten, forderten die fliegenden stehenden Händler auf, sich zu setzen. Aber niemand kam dem Befehl nach oder machte auch nur den Eindruck, ihn gehört zu haben. Von der Schönheit der verschneiten Berggipfel des Tianshan, über den sich die Maschine höher und höher schraubte, zeitweise abgelenkt, musste ich doch immer wieder meine illustren Reisegenossen betrachten. Eine Gruppe war mit verschiedenen Musikinstrumenten beschäftigt. Sie waren, wie sie mir später erzählten, auf dem Weg

nach Europa, um dort Vorstellungen zu geben.

Ich verbrachte die Nacht in Alma-Ata und flog am nächsten Tag weiter nach Moskau, von wo es weiterging nach Frankfurt. Der Empfang dort bei der Passkontrolle war ein Schock. Es ist schon aggressiv, wenn Polizeibeamte gleich nach der Landung an der Maschine stehen und die Passagiere schon beim aussteigen kontrollieren, aber wenn man dann im Gebäude auch noch am Schalter von zwei Beamten in Schusswesten und mit Maschinenpistolen empfangen wird, kann einem schon der Kragen platzen.

Als die Mitglieder der Musikgruppe sich vor dem Passschalter drängelten – wahrscheinlich waren sie das erste mal überhaupt im Ausland - , schrie einer der Passbeamten sie auf deutsch an. Die Musiker, nur des Uigurischen und Chinesischen mächtig, blickten sich hilfesuchend um. Daraufhin ging ich zum Schalter und sagte den Beamten, er solle sich mal beherrschen, es handele sich hier um Gäste und nicht um Kriminelle, was zur Folge hatte, dass nun ich angeschrien wurde. Ich schämte mich nicht nur für mein Land, sondern ich hasste auch wieder einmal grenzenlos die deutsche Beamtenschaft, ihre Arroganz, Selbstgefälligkeit und Unverschämtheit.

Es liessen sich viele Reisen aufzählen, die ich im Rahmen dieses Projektes unternommen habe. Aber auch viele, die ich mir auf Grund meines Einkommens privat leisten konnte. Hier sei nochmal nur je eine erwähnt.

Eine dieser Reisen führte mich nach Kyoto an das Zentralasieninstitut der Universität. Sie erfolgte allerdings auf eine Einladung, dort einige Vorträge zu halten. Eingefädelt hatte das mein ehemaliger Schüler Shiro Ando, der in Freiburg promoviert hatte. Der holte mich auch auf dem ungemein betriebsamen Flughafen von Osaka ab, von wo wir mit dem Bus nach Kyoto fuhren. Bezüglich Kyotos selbst verweise ich auch hier wieder auf Reiseführer. Nur soviel sei gesagt, die Stadt ist sicher eine der sehenswertesten Japans, wenn nicht gar die interessanteste. Neben den zahlreichen buddhistischen Tempeln beeindruckten mich insbesondere die vielen Automaten, die überall die Fassaden entlang in den Strassen standen, und aus denen man sich mit vielen Dingen bedienen konnte. Eigentlich nichts, das mich sonst beeindruckt hätte, aber hier machte es einen ausgesprochen utopischen Eindruck. Das ist nun – Moment, ich muss nachdenken – fast 30 Jahre her.

Aber die meisten Eindrücke aus Japan, sowie auch die aus China – obwohl ich ja mehrmals dort war – sind heute verblasst. Nicht verblasst sind die zahllosen Souvenirverkäufer zu Füßen der Chinesischen Mauer, die so aufdringlich wie die meisten Souvenirverkäufer sind. Geblieben sind trotzdem ein paar kleine Souvenirs. Darunter aus Japan die erstaunlichsten: drei Werbekugelschreiber aus einem Hotel. Ich muss dies erwähnen. Wieviele Kugelschreiber habe ich im Laufe der Jahre geleert! Diese – man lese nicht darüber hinweg – schreiben immer noch. Ich scheue mich vor Platitüden über japanische Qualität, aber echt, sie tun`s immer noch! Diese Kugelschreiber müssen – wie Obelix – mal in einen Zaubertrank gefallen sein.

Ganz woanders, in einer sterbenden Welt

Für den Linguisten ist es gar nicht so weit vom Türkischen zu den Inuit, wie heute die Eskimos mit ihrerer Eigenbezeichnung genannt werden. Es gibt einige Ähnlichkeiten im Sprachsystem, aber das war nicht der Anlass für mich drei mal nach Grönland zu reisen. Zwei mal an die West- und einmal an die Ostküste. Einige der Gründe waren die gemeinsamen Traditionen, so der Schamanismus, auch das Angewiesensein auf die Tierwelt und überhaupt die tiefe Verbundenheit mit der Natur.

Während ich auf meiner ersten Grönlandreise noch manchmal am Heliostrom sass und den Helikoptern beim Landen und Starten zusah, selbst aber das Schiff zum nächsten Ort bevorzugte, schwebte ich einige Jahre später selbst mit dem Helikopter in Upernavik nördlich der Disco-Bay ein. Der Flug war eindrucksvoll und ich habe mehr in den als Buch veröffentlichten Memoiren geschrieben.

Die Küste Grönlands besteht nicht aus langgestreckten Küstenlinien, sondern aus Fjorden und unzähligen kleinen und grösseren Inseln, auf denen alle Ortschaften liegen. Der Grund, warum es keine Strassen ausserhalb von orten in Grönland gibt.

Zwar sind die Häuser , die in der Regel Holzhäuser sind – mit der Ausnahme von den von den Dänen hochgezogenen Mietskasernen - , auf Felsen gebaut, denn nahezu alles Land besteht aus Felsen, aber das vermittelt dem Auge keinen toten Eindruck. Nicht nur, dass die meist sehr einfachen Häuschen bunt angestrichen sind, auch gibt es immer wieder Tupfer von Farben, zumindest Gras mit winzigen Blüten darin. Was aber den Blick immer wieder magisch anzieht, sind die zahlreichen kleinen und grossen Eisberge, die vor den Dörfern im blauen Wasser treiben, oft tagelang an einer bestimmten Stelle verharren und von fast allen Stellen im Ort zu sehen sind.

Durch die Stelle im SFB, die eine Assistenzprofessur war, konnte ich es mir schliesslich leisten, eine bessere Wohnung zu beziehen. In dem angenehmen Stadtteil Wiehre fand ich eine kleine 2-Zimmer-Wohnung, in einer Strasse mit altem Baumbestand und alten Wohnhäusern. Gegenüber der Metzgerei, wo ich gefragt wurde: "Mein Mann macht gerade Leberknödel. Soll ich Ihnen ein paar zurücklegen?", schräg gegenüber die Bäckerei, bei der der mehlbedeckte Bäcker die frischen, warmen Brötchen aus der Backstube hinter dem Laden brachte. Ach, war das ein Leben! Raus aus der Haustür, zwei Minuten die Strasse hinauf, war ich im Wald, zwanzig Minuten weiter stand ich morgens früh am Waldrand, gleich dahinter fielen die Weinberge hinab ins Hexental. An Freiburg denke ich nach Jahrzehnten noch mit einem Gefühl, das an Heimweh erinnert, obwohl es das ja gar nicht war.

Nikosia

Und nun kommt eines der unerfreulicheren Kapitel. Ich hatte vor ein paar Monaten einen Artikel über die Geschichte Zyperns anhand seiner Briefmarken in einer

philatelistischen Zeitschrift veröffentlicht, in dem ich versuchte, ein paar der in der Presse und durch Politiker ständig falsch dargestellten modernen historischen Abläufe zurechtzurücken. Als Reaktion kamen einige entsetzte Leserbriefe von Menschen, die meinten, sich in der modernen Geschichte Zyperns auszukennen, die aber nur zeigten, dass sie herbe auf die griechische antitürkische Propaganda hereingefallen waren. Die jahrzehntelange Gehirnwäsche durch Politik und ignorante Journalisten hat ihre Wirkung getan. Da ich an anderer Stelle viel über dieses Thema geschrieben habe, will ich erst etwas über meine eigenen Erlebnisse erzählen und dann noch einmal kurz auf das sogenannte Zypernproblem - das mir aus dem Halse hängt – zurückkommen. Hier nur soviel: Nein, die Türkei hat Zypern nicht grundlos invadiert, und nein, es waren nicht die Türken, die das Zypernproblem verursacht haben. Dass der schlimme Erdoğan mit seiner dummen und verdummenden AKP jetzt an der Macht ist, gibt der Vorstellung, dass die Türken die Gauner waren, auch noch Auftrieb.

Die ersten Nächte nach meiner Ankunft auf dem Flugplatz (von Flughafen zu der Zeit zu reden, wäre höchst euphemistisch) von Larnaka, verbrachte ich in einem angenehmen Hotel am Meer. Dann holte mich eines Tages eine junge Kollegin mit dem Auto nach Nikosia ab. Doch davon später. Beim ersten Maklerbesuch in Nikosia wurde mir eine Zweizimmerwohnung in der Innenstadt vermittelt, in einem hässlichen Betonklotz gelegen, aber nur zwei Gehminuten von der Stadtmauer, die die Venezianer während ihrer Zeit der Herrschaft auf der Insel 1470 erbaut hatten und die die eigenartig morbide Altstadt umschliesst. Mit dem Wort "morbide" will ich keine negative Bedeutung vermitteln. Zwar sind die meist nur zweistöckigen Häuser oft in einem Zustand des mehr oder weniger fortgeschrittenen Verfalls, was besonders die ehemaligen Häuser türkischer Bewohner betrifft, durch deren zerborstene Wände man noch Familienbilder an den Wänden hängen sehen kann, aber die Palmen- und Zitronenbäume in den Gärten heben den todesähnlichen Zustand der Gebäude wieder auf.

Teils tragen dazu auch die vielen Blechkanister bei, in die verschiedenste Arten von Blumen und Kakteen gepflanzt sind. Meist sind es letztere, da Blumen in den 45 Grad Sommertemperatur keine grosse Überlebenschance haben. In der entgegengesetzten Richtung, also aus der Altstadt heraus, lag das Turkologische Institut, in angemieteten Räumen in einem modernen Bürogebäude an der viel befahrenen schmalen Kallipoleosstrasse, etwa einen Kilometer entfernt von Hauptgebäude und Campus, die ebenfalls an dieser nach Auspuffgasen stinkenden, Strasse ohne Bürgersteig lagen.

Die Wohnung lag in mehrererlei Hinsicht günstig. Ich ging gern die paar Meter zur Stadtmauer, entweder durch ein Tor in die Altstadt, oder blieb ein paar Minuten in dem schmalen Grüngürtel, den man um einen kurzen Abschnitt der Mauer gezogen hatte. Nicht so erfrischend aber lehrreich für den zypriotischen Alltag war die Hauptstrasse, die auf griechischer Seite um die Stadtmauer herumführt. Von zwei Seiten stark befahren war ihre Überquerung risikoreich, zumal mangels Zebrastreifen,

die es in Zypern kaum gibt und wo es sie gibt, haben sie keine Bedeutung. In der entgegengesetzten Richtung, also von meiner Wohnung weiter in die Neustadt hinein, konnte man auch viel über zyprische Zivilisation lernen. Hier verläuft die Makarios III Ave, also benannt nach dem Bischof, der erst den Staat Zypern ins Leben rief, aber dann, wie wir noch sehen werden, nach dem von der damaligen Athener Militärjunta geleiteten Militärcoup nicht nur sein Amt verlor, sondern Zypern 1974 so zerrissen hinterliess, wie es heute noch ist.

Diese tagsüber ebenfalls stark befahrene Strasse war nachts menschen- und autoleer, da in Nikosia nachts nicht viel los ist. Wer umso mehr los war, waren die verrückten Motorradfahrer, die auf der recht geraden Strecke nachts Rennen fuhren und ihre manipulierten Maschinen so hoch drehten, dass zwei Renner reichten, die ganze Innenstadt wach zu halten. Denkt jemand von den Lesern da an die Polizei? Diese Hüter des Rechts und der Ordnung? Dazu nur zwei kurze Ausführungen.

Gegenüber der hier beschriebenen Wohnung gab es einen Laden, dessen cholerischer Besitzer einst den Wagen meiner zukünftigen Frau bewusst so behinderte, dass sie ihn nicht bewegen konnte. Er weigerte sich, den Wagen frei zu geben, weil das angeblich sein Parkplatz sei, was nicht stimmte, und uns Schläge androhte; ein hitziges Völkchen! Als wir schliesslich mit viel Aufwand an Überzeugungskraft auf der nächsten Polizeistation einen Polizisten dazu bringen konnten, seinen Arsch vom Fernseher wegzubewegen und mit uns zu kommen, gab dieser nach wenigen Minuten auf und liess uns mit der Bemerkung im Stich: "Da kann ich nichts machen. Der Mann ist ja regelrecht gefährlich!"

Nur noch eine kürzere Anekdote zur Polizei in Zypern: Ein anderer typischer Vertreter dieses Berufsstandes. Wir waren mit einigen Familienmitgliedern und einem Freund der Familie in einem Restaurant essen. Das Essen war miserabel aber es wurde kräftig dem Alkohol zugesprochen. Die Vorliebe für Brandy ist vielleicht ein Erbe der britischen Kolonialzeit. Mein Schwiegervater, der nie viel trinkt, fragte den schwankenden Familienfreund, ob er nicht lieber den Wagen stehen lassen wolle, angesichts der Promillezahl. "Ach was!" war die Antwort. "Mir kann nichts passieren. Ich war ja Polizist."

Der Weg zum Institut änderte sich bald, als das Institut für Türkische Studien in ein renoviertes altes Gebäude in der Altstadt zog. Die kleine Axiothea-Strasse endete nach knapp hundert Metern an einer Sperre, die aus Drahtzaun und Blechplatten bestand und hinter der der türkische Teil Nikosias begann, allerdings nicht unmittelbar, sondern hinter dem Streifen, der der UN unterstand und von ihr auch heute noch kontrolliert wird. Unser Institutsgebäude war das letzte Haus auf der rechten Seite und vom Obergeschoss aus hatte man einen Ausblick auf die zerstörten und leeren Häuser im UN-Streifen.

Schon bevor unser turkologisches Institut in dieses Gebäude einzog, gab es einen heftigen Streit an der Universität und in der Öffentlichkeit darüber. Der Grund war,

dass hier angeblich der zypriotische Volksheld Grivas eine Zeit lang gelebt hatte. Er war von 1955-59 Führer der EOKA, des Verbandes der zypriotischen Kämpfer gewesen, die hauptsächlich gegen die britischen Kolonialherren kämpfte und dabei auch vor Mitteln nicht zurückschreckte, die heute als Terror eingestuft würden. Als Zypern 1960 unter der Führung des Erzbischofs Makarios III die Unabhängigkeit erlangte, gründete Grivas die EOKA B, diesmal eine Vereinigung, die mit terroristischen Methoden gegen die türkische Bevölkerung vorging, die man entweder ausrotten oder von der Insel vertreiben wollte. Denn das Ziel von Grivas und der Mehrheit der griechischen Zyprioten war nicht die Selbständigkeit gewesen, sondern Enosis, die Vereinigung mit Griechenland. Was die Türken in diesem Falle erwartet hätte, zeigte die EOKA B ihnen, als sie begannen, Türken zu ermorden, sogar systematisch die türkische Bevölkerung einzelner Dörfer zu erschiessen. Diese Untaten werden von den zypriotischen Griechen nicht nur geleugnet, sondern der Spiess wird sogar umgedreht, indem behauptet wird, dass die türkische Bewegung "Taksim" Greuel an der griechischen Bevölkerung verübt hätte. Dies ist allerdings eine der Propagandalügen, die die Griechen in die Welt setzten, um der ja nie sehr beliebten Türkei die Schuld am Dilemma zu geben, in dem Zypern seit 1974 steckt. Eine verlässliche Lektüre zum wirklichen Verlauf der Auseinandersetzungen auf der Insel sind allein die britischen Berichtersteller, die in jenen Jahren in den englischen Zeitungen aus zypriotischen Dörfern berichtet haben.

Eine andere propagandistische Lüge sind die angeblich vermissten Griechen, die sogar bis nach Anatolien verschleppt worden sein sollen. Nachdem allerdings mehrere Massengräber auf der griechischen Seite der Insel geöffnet wurden – zunächst durch private Initiative -, hat sich herausgestellt, dass die Regierung immer von der Existenz dieser Gräber Kenntnis hatte. Schon vor einigen Jahren hat sich die zypriotische Regierung gezwungen gesehen sich bei der Bevölkerung dafür zu entschuldigen, als sie es nicht mehr verheimlichen konnte. Aber diese Wahrheit ist nie bis zu den deutschen Journalisten und Politikern durchgedrungen.

Dieser blutrünstige George Grivas also, der heute noch von den meisten griechischen Zyprioten als Volksheld gefeiert wird, und zu dessen Ehre sogar mehrere Briefmarken herausgegeben wurden, deren eine ein Zitat von ihm zeigt mit der Unterschrift "Digenis – der Führer", war also Grund für heftigen akademischen Streit um unser Institut. Leider war der Institutsleiter, dessen Nachfolger ich hätte werden sollen, nicht in der Lage, die Stellung unserer Einrichtung zu stärken. Im Gegenteil.

Hier noch ein paar wenige Eindrücke, die die Verlogenheit deutlich machen, die auf der südlichen Seite herrscht: Erleuchtend ist auch folgende Tatsache: Uns Mittel- und Nordeuropäern ist es unvorstellbar, Singvögel zu essen. Die meisten von uns wissen, dass es einst in Italien, vielleicht eher Süditalien, üblich war. Über die jetzige Situation bin ich nicht informiert. Es ist schwer zu sagen, was uns die Vorstellung einen Buchfinken oder eine Amsel zu essen, so unakzeptabel macht. Für uns sind Singvögel in mehrerlei Hinsicht mit angenehmen Erfahrungen verbunden. Und ich meine hier nicht die Geschmacksnerven. Es gibt farblich sehr hübsche, die unseren

optischen Sinn ansprechen, was auch ihre Form und Bewegungen tun. Sie kündigen den Frühling an – nicht nur die Schwalben. Es gibt einige, die wirklich wunderschön singen. In einer unserer Wohnungen habe ich im Bett liegend jeden Morgen der Amsel gelauscht, die auf der Spitze des höchsten Baumes unseres Gartens ihr Lied in verschiedenen Melodien schmetterte. Das war eine eigenartige Erfahrung. Denn es war noch zu früh zum aufstehen; es wurde gerade eben erst ein wenig hell. Meine Frau schlief noch, während ich dem Gesang des Vogels lauschte und merkte wie er seine Melodien wechselte. Obwohl das frühe Wecken mich zuerst ärgerte, rührte mich dann die kraftvolle Schönheit des Gesangs. Warum nun diese lange Ausführung über so etwas Alltägliches?

In seiner Erzählung "Die letzten Vögel (Son kuşlar)" erzählt der türkische Schriftsteller Sait Faik, der auf einer der Prinzeninseln vor Istanbul lebte, von einer Bande von Jugendlichen, die jedes Frühjahr mit Leimruten und Netzen unter der Leitung eines dicken, unsympathischen Griechen über die Insel zogen um Vögel zu fangen. Ich hatte in Faiks Darstellung zuerst eine Abneigung gegen Griechen gesehen, obwohl das unwahrscheinlich war, weil er in einigen seiner Erzählungen ihnen Sympathie entgegenbringt.

So und nun kommt endlich das Ziel dieser Ausführungen: Als ich mich in Zypern weigerte, kleine Vögel zu essen, stiess ich auf völliges Unverständnis. Ein Onkel meiner Frau, der in Zimbabwe lebte, kam jedes Frühjahr nach Zypern, um Singvögel zu essen, ein Festschmaus für die ganze Familie, den er sich jedes mal einige hundert Euro kosten liess. Auch hier wurden (und werden) die Vögel auf dem Rückflug nach Europa mit Leimruten und in Bäumen aufgespannten Netzen gefangen. Unter dem Druck der EU wurde das Fangen von Vögeln verboten. Aber was soll der Quatsch mit diesen dummen ausländischen Gesetzen? Nun rufen die Restaurantbesitzer, wenn sie genug Vögel beisammen haben, ihre Gäste, von denen sie wissen, dass sie nur darauf warten, telefonisch an und machen einen Termin für eine Vogeltafel. Hatte ich schon vorher erwähnt, dass Zypern eine Anarchie ist?

Und jetzt sprengen wir ganz den zeitlichen Rahmen: Diese lustige Einlage geht mal wieder auf den guten Chrisostomos, den Erzbischof der autokephalen zyprisch-orthodoxen Kirche zurück. Mitten in der heissen Debatte um den Verkauf von zyprischen Pässen und damit der Staatsangehörigkeit, also jetzt im Herbst 2019, kommt heraus, dass der dicke bärtige Cheftheologe für eine Schenkung von 310 000 Euro – wie er sagt an das theologische Seminar – von einem nicht-europäischen Geschäftsmann, der international zur Fahndung ausgeschrieben ist, selbigem einen zyprischen Pass besorgt hat. Wie das genau vor sich ging, weiss ich nicht, aber jeder in Zypern weiss, dass die Regierung sich den frommen Wünschen der Kirche nicht entziehen kann

Zurück zur Uni:

Der Institutsleiter war einer von jenen Wissenschaftlern, die ihren Namen auf jedem Druckerzeugnis sehen wollen, auf dass sie auf ewig in das akademische Walhalla eingehen. Das erfordert natürlich eine Menge Präsenz und damit verbundene Reisen und damit bedingte Abwesenheiten von Orten, an denen man gegenwärtig sein sollte, besonders wenn diese Gegenwart an die erforderliche Verantwortung gebunden ist. Nun gab es auch innerhalb des Instituts Unruhen, einmal wegen unterschiedlicher Fraktionen und andererseits wegen unzufriedener Studenten. Ein Lösungsversuch unseres unsterblichen "Chefs" war es, alle Register zu ziehen, die die Studenten ruhig halten sollten. Viele unserer Studenten hatten sicher nicht die erforderliche Reife für ein Studium, wofür einer der Gründe die miserable Bildungssituation durch den hellenozentrischen Unterricht an den Schulen war. Wenn sich Geographie und Geschichte auf den griechischen, bzw. byzantinischen oder hellenistischen Raum beschränken, ist das Ergebnis eine beschränkte Weltsicht, die zudem religiös fanatisiert ist. Es war normal, dass Eltern von Studenten, die nicht die erforderliche Prüfung bestanden oder eine schlechte Note erhalten hatten, am Institut auftauchten und das Lehrpersonal aufs gröbste beschimpften.

Um dieses Thema abzukürzen soll ein Problem erwähnt werden, das für europäische Leser besonders unverständlich ist und deshalb umso erleuchtender sein soll. Die orthodoxe Kirche ist in Zypern die stärkste Macht im Staate. Ich konnte dessen Auswirkung gut beobachten, wenn ich mich morgens vor dem Unterricht noch ein paar Minuten in die kühle, dem Hauptgebäude angeschlossene Kirche setzte um zu verschlafen. Dann kam eine Studentin nach der anderen und küsste mehrere der aufgestellten Ikonen, die ihnen die erfolgreiche Teilnahme am Kurs garantieren sollten. Immerhin, ein gewisses Engagement! Unangenehm wurde das religiöse Engagement allerdings, wenn diese Studenten dann bei gefährdeten Prüfungen damit drohten, den Erzbischof davon in Kenntnis zu setzen, damit dieser die Verräter am Turkologischen Institut zur Vernunft rufe. Dies ist tatsächlich geschehen. Ob es je Wirkung gezeigt hat, weiss ich allerdings nicht, nur, dass die Verwaltung sich davor fürchtete.

Die Kirche in Zypern ist nicht nur eine geistige Macht, die das Leben des Durchschnittsyprioten bestimmt, sondern auch eine wirtschaftliche. Sie besitzt mehrere Hotels, auch Fünf-Sterne-Hotels auf der Insel. Wenn das Kykkos-Kloster im Troodos-Gebirge seine Tore öffnet, könnte man vom Anblick all des Goldes erblinden. Dazu kommt, dass der Erzbischof sich in alle möglichen politischen Entscheidungen einmischt und nichts unversucht lässt, Verhandlungen mit der türkischen Seite zu boykottieren. Nun weiss ich nicht mehr, ob der folgende Punkt hier schon erwähnt wurde. Als die Kostenbeteiligung an der Renovierung des berühmten Klosters und Pilgerziels Apostolos Andreas, das im türkischen Teil liegt, diskutiert wurde, weigerte sich der verheuchelte Erzbischof, sich an den Kosten zu beteiligen, da die Türkische Republik Zypern das Kloster nicht auf der Liste der griechischen Besitztümer duldet. Chrysostomos sagte, wie man noch im Internet

nachlesen kan, im Jahre 2014, dass er lieber das Kloster zu Staub verfallen lasse, als das die Kirche Zyperns sich an den Kosten beteiligen solle. Das säkulare Nordzypern dagegen war bereit, Teile der Kosten zu übernehmen.

Über die Schulerziehung in Zypern hatte ich mich schon weiter oben einmal geäußert. Da wir hier gerade bei Religion sind, sei nur noch nachgeschoben, wie die griechischen Zyprioten sich selbst und andere Christen sehen. Sie bezeichnen nur sich selbst, also die orthodoxen Christen, als eben Christen. Alle nichtorthodoxen Christen werden als Katholiken bezeichnet, auch die Protestanten. Man kennt den Unterschied nicht und will auch nichts davon wissen. Letztere ist zwar eine Unterstellung, aber ich habe bei Gesprächen darüber niemals eine Spur von Interesse gespürt.

Nun ist es ja eine typische Eigenschaft aller drei mosaischen Religionen ihre eigene als die einzig wahre zu sehen. Dennoch ist die zypriotische Einstellung seltsam, andere christliche Kirchen eben nicht als christlich zu bezeichnen und sie damit auf eine Stufe mit nichtchristlichen Glauben zu stellen. Historisch mag das mit dem Umstand zu tun haben, dass Zypern im Laufe seiner Geschichte immer von anderen Mächten besetzt war. Und es waren insbesondere die katholischen Venezianer, die sich besonders intolerant gegen die heimische, orthodoxe Kirche verhalten haben, indem sie Besitz der orthodoxen Kirche beschlagnahmten, Bischöfe aus ihren Ämtern entfernten und orthodoxe Kirchen zu katholischen machten. Erst durch die Eroberung durch die muslimischen Osmanen 1571 wurden die orthodoxen Bischöfe wieder in ihre Ämter gebracht und die katholische Kirche ihrer Macht beraubt.

Während der türkischen Invasion war meine Frau als zehnjähriges Mädchen mit der Familie aus Famagusta geflohen. Sie stammten eigentlich aus Trikomo, einem Dorf etwa zwanzig Kilometer nördlich der Stadt, die sich gerade zum Touristenzentrum entwickelte. In dem Dorf steht noch eines der Häuser der Familie, das zweite ist inzwischen vom Erdboden verschwunden. Ich hatte es noch kennengelernt. Da ich als Nichtgrieche, Nichttürke und Nichtzypriote die Grenze, die sogenannte Grüne Linie, überschreiten durfte, fuhr ich des öfteren in den Norden, wo ich mich unter Türken wohler fühlte als im Süden. Die Universität hatte es mir verboten, sogar schriftlich, aber das hinderte mich nicht, da ich mich im Recht wusste. Jeder, der damals in den türkischen Teil ging, wurde als Verräter angesehen und auch so genannt. 1994 war es noch sehr anders als heute, nachdem eine offizielle Grenzübergangsstelle im Zentrum Nikosias geöffnet wurde, auf den die Türken lange gedrängt hatten.

So bat mich eines Tages meine Familie nach Trikomo zu fahren und dort von den Häusern der Familie Fotos zu machen. Ich nahm also im Norden Nikosias ein Taxi und fuhr nach Trikomo, machte dort die gewünschten Fotos und besuchte die Ruinen von Salamis, wo ich den alten Taxifahrer zum Essen einlud. Etwas später führte mich eine weitere Taxifahrt nach Girne/Kyrenia. Dort traf ich mich in einem Restaurant am Meer mit der türkischen Schriftstellerin Adalet Ağaoğlu, von der ich Jahre zuvor einen Roman übersetzt hatte. Diese Fahrt ist mir nicht nur wegen Adalet in

Erinnerung geblieben, sondern auch wegen des Taxifahrers und seiner Frau. Der gute Mann fragte mich nämlich, nachdem wir über den Fahrpreis übereins gekommen waren, ob ich damit einverstanden sei, wenn seine Frau uns begleite. Die arme komme so selten aus dem Haus. Ich war einverstanden und so fuhren wir durch verschlungene enge Gassen zu seinem Haus, wo er ausstieg und mich bat zu warten. Das musste ich dann auch recht lange. Bis endlich eine kleine recht rundliche Frau in erkennbarem Sonntagsstaat aus dem Haus kam, mit einem Handtäschchen am Arm. Sie hatte sich für den kurzen Ausflug ordentlich in Schale geschmissen.

Als die Unruhen am Institut schliesslich zu gross wurden, ich selbst mich an die Presse gewandt hatte und die Vorgänge beschrieb – weshalb man im Senat meinen Kopf auf einem Silbertablett forderte – konnten schliesslich die Byzantinisten, Hellenisten und Gräzisten durchsetzen, dass unser Institut das Gebäude des Nationalhelden räumen musste und so landeten wir in einigen provisorischen Lehrräumen auf dem Campus.

Inzwischen hatten die Kollegin, die mich in Larnaka abgeholt hatte und ich geheiratet und wir bezogen eine gemeinsame Mietwohnung im vierten Stock eines modernen Hauses in der Odos Olympos. In der Wohnung fühlten wir uns sehr wohl. Sie war gross, hatte Zentralheizung für die auch in Nikosia recht kühlen Winter, die viele Zyprioten in Wintermäntel eingepackt in der Wohnung verbringen (einer unserer Winter brachte sogar für eine knappe Stunde Schnee). Das beste an der Wohnung allerdings war die Aussicht auf das Troodos-Gebirge, etwas weiter im Norden auf das Pentadakylos-Gebirge und zur anderen Seite auf die Ebene der Mesaoria, und in derselben Richtung wiederum auf den östlichen Fortsatz des Pentadakylos, das "Fünffingergebirge", benannt nach einem Felsmassiv, das fünf Fingern ähnelt, an welcher Stelle Herakles sich aus dem Meer gezogen haben soll.

In dieser angenehmen Wohnung hätten wir es noch länger ausgehalten, allein die Belastung an der Universität war für mich nicht auszuhalten. Ich bekam einen zähen Hautausschlag, für den jeder Hautarzt eine andere Erklärung hatte. Ich bin sicher, die Ursache war psychosomatisch. "Lieber arbeite ich auf einem Heringsfischer im Nordatlantik als an der Universität von Zypern" hatte ich meiner Frau gesagt, nicht ahnend, wie nahe ich jenem geographischen Raum bald kommen sollte.

Nærum – Helsingør

Als ich meine Stelle an der Universität antrat, war das im Carsten-Niebuhr-Institut innerhalb der Humanistischen Fakultät. Es war eigentlich das Institut für den Nahen Osten, genannt nach dem deutsch-dänischen Arabienforscher gleichen Namens. Da der Drang, Dinge zu verändern – angeblich immer zum besseren – in Dänemark noch grösser ist als in Deutschland, gibt es das Institut jetzt nicht mehr. Inzwischen sind dessen Fächer in das Institut für Zwischenkulturelle Beziehungen integriert. Bis die Entscheidung für diese nichtssagende Bezeichnung fiel, dauerte es lange Zeit und

viele, viele Diskussionen – entsprechend der „Spitzendemokratie“ im Vergleich mit anderen europäischen Staaten.

Die ersten zwei Wochen wohnte ich in einem Hotel im Bahnhofsviertel von Kopenhagen. Sicher ist dem einen oder anderen aufgefallen, dass sich Städte in der Umgebung des Bahnhofs nie von ihrer besten Seite zeigen. Hier wurde mir schnell klar, dass ich von einem Mysterium in ein anderes geraten war. Als ich aus dem ersten Hotel auszog um ein billigeres zu beziehen, fand ich auf meiner Zimmerrechnung zahlreiche Telefongespräche, die ich nicht geführt hatte. Auf meinen Einwand, dass ich die Nummern zwar gewählt hatte, aber keine Antwort erhalten hatte, wurde mir gesagt, dass man auch für Versuche zu telefonieren bezahlen müsse. Auf meine Reaktion „Das klingt aber ziemlich gefährlich“ erntete ich dummer Ausländer nur einen sehr, sehr bösen Blick.

Das billigere Hotel lag nur einige hundert Meter entfernt, ebenfalls in der Bahnhofsgegend, in der berühmten Istedgade. Sie ist das Zentrum der Strassen- und Hausprostitution, eine schmale, schmuddelige, dunkle Strasse mit Pornoläden auf beiden Seiten. Irgendwie das St.Pauli Kopenhagens, aber nicht zu vergleichen mit der breiten Prachtstrasse Reeperbahn. Die Touristeninformation „Visit Copenhagen“ macht doch tatsächlich im Internet Werbung für die Istedgade „different, vibrant, relaxed and lively. Wenn man die Istedgade hinunterschlendert, erlebt man eine andere, faszinierende Seite Kopenhagens...“ Na danke! Es ist einfach unglaublich, wie irreführend und pervers die Touristenfalle „Wonderful Copenhagen“ ist. Aber wer sich gern dicke lange Dildos (wohl das einzige, was hier vibrant ist), rosige Kunstvaginen und Pornohefte im Schaufenster ansieht, kommt hier auf seine Kosten. Lustig ist, dass ausgerechnet diese Strasse, wenn auch etwas weiter vom Bahnhof entfernt, die meisten türkischen und arabischen Geschäfte beherbergt, denn hier, im Stadtteil Nørrebro, haben sich die meisten Ausländer angesiedelt und es hat einen gewissen Reiz, die verschleierte Damen vor den Schaufenstern mit den Dildos flanieren zu sehen. Dies ist aber auch die Seite der Stadt, die der dänische Schriftsteller Dan Turell (1946-1993) zum Zentrum seiner sozialkritischen Bücher macht und diese zu lesen, macht sehr viel mehr Spass, als durch die Strasse zu gehen, was man lediglich als empirische Rückversicherung zum Vergleich einmal tun sollte.

Das Institut fand dann durch eine Zeitungsannonce ein Zimmer für mich in Trørød, einem kleinen Dorf nördlich von Kopenhagen, wo ich nur einen Monat wohnte. Die Frau, bei der ich untergekommen war, war erst vor kurzer Zeit Witwe geworden und zu der Zeit ein sehr trauriger Mensch. Sie hatte lange Zeit ihren Mann gepflegt, der dann an Krebs gestorben war. Indem sie mir bei der Wohnungssuche half, fand sie etwas Ablenkung, besonders wenn sie mich von angebotener Wohnung zu Wohnung fuhr, im Einzugsbereich von Kopenhagen. Dieser ist recht gross, arbeiten doch viel mehr Menschen in Kopenhagen, als dort wohnen. Die meisten Orte um die Hauptstadt herum dürfen als Schlafstädte bezeichnet werden, aus denen morgens die Autoschlängen aus allen Richtungen auf die Hauptstadt zu kriechen, viele Kilometer scheinbar nur Zentimeter um Zentimeter. Nicht nur die Einfallsstrassen sind überfüllt,

sondern auch S- und U-Bahnen.

Ich fand schliesslich eine kleine Zweizimmerwohnung in dem Dorf Nærum, nicht weit von Trørød. Von hier fuhr, parallel zur Autobahn, ein kleiner Lokalzug bis zur Kopenhagener Stadtgrenze, wo man in die S-Bahn umsteigen musste. Die Kleinbahn, von der Bevölkerung „grisen“ genannt, das Schwein, zottelte gemütlich durch einen angenehm bewaldeten Grüngürtel, vorbei am ehemaligen königlichen Jagdgelände.

Wie ich an anderer Stelle beschrieben habe, kam vor meiner Frau der Container mit der Wohnungseinrichtung aus Zypern. Ich versuchte die 70m² so einzurichten, dass sich meine Frau darin wohlfühlen würde. Dass dem nicht so war, hat sie mir erst Jahre später gestanden. Sie liess sich davon nichts anmerken, machte auch keine negative Bemerkung über die Wohnung. Sie selbst machte es mir auch nicht leicht, zu erkennen, dass diese kleine Wohnung in unattraktiver Lage ein Schock war nach der schönen geräumigen Wohnung mit viel Aussicht in Nikosia. Die Begeisterung, mit der sie die Enten im nahe gelegenen Dorfweiher fütterte und andere kleine Alltäglichkeiten, die im zypriotischen Leben nicht vorkommen – wo Enten höchstens zum essen aber nicht zum füttern da sind - , interpretierte ich als Zufriedenheit mit unserem Dasein, also auch mit der Wohnung. So widersprüchlich es klingt, ich achtete damals anscheinend zu sehr auf ihr Verhalten, anstatt sie einmal zu fragen, was sie von der Wohnung hielt.

Kyriaki begann bald einen ganztägigen Sprachkurs Dänisch in Kopenhagen und stapfte tapfer jeden Morgen durch den Schnee zum Bahnhof. Sie war immer an Sprachen interessiert, hatte in Sofia erst Bulgarisch lernen müssen, um dann an der dortigen Universität Turkologie zu studieren. So füllte der Dänischkurs sie aus und auch das verstellte mir die Einsicht in ihr Wohlempfinden. Aber es dauerte ohnehin nicht lange, bis wir beide entschlossen waren, uns nach einer besseren Unterkunft umzusehen.

Ein besonders beliebtes Schlagwort – ich nenne es gern Totschlagwort – in Dänemark ist „Gleichheit“. „Bei uns in Dänemark sind alle Menschen gleich!“ wird gern Ausländern gesagt, um ihnen Vorzüge und Überlegenheit der dänischen Gesellschaft beizubringen. Denn im Gegensatz zu Dänemark sind in anderen Ländern die Menschen ungleich. Wer von den zig-tausenden von Wohnungen ohne Bad oder Dusche in Kopenhagen weiss und vom alltäglichen und selbstverständlichen Rassismus in der dänischen Gesellschaft, wird wenig überrascht sein, wenn er die Villen am Kystvej, dem Küstenweg von Kopenhagen nach Helsingør sieht, vor denen die Porsche als Zweitwagen stehen, und deren Damen sich die Pelzmäntel übereinander anziehen. Deutlicher könnte sich soziale Ungleichheit nicht manifestieren.

Es war wie ein Schlag in die Magengrube, als ich letztens mit dem Flugzeug in Kastrup eintraf und dort im Flughafen die grosse Aufschrift „Willkommen im glücklichsten Land der Welt!“ an der Wand sah. Natürlich müssen sie diese naive

Statistik nun auch noch ausschalten. Dabei haben fast 22% der Wähler die Dänische Volkspartei gewählt, Menschen voller Hass gegen alles, das „udansk“ , also undänisch ist. Ein Wort „undeutsch“ ist seit dem 2. Weltkrieg in Deutschland undenkbar. In Dänemark gehört das Wort „udansk“ zum selbstverständlichen alltäglichen Wortschatz. Aber die dümmliche Phrase vom „glücklichsten Volk“ wird gern von Politikern und Journalisten gebraucht, weil sie Patriotismus und Chauvinismus stärkt und die Berechtigung verleiht, auf andere Nationen hinabzublicken, die es nicht schaffen so glücklich zu sein. Was für eine wütende, verbissene Glücklichkeit. Da hilft auch das Wissen um die hohe Rate von Drogen- und Alkoholabhängigkeit nicht. Der Alkoholgenuss liegt bei dänischen Jugendlichen um 50% höher als der EU-Durchschnitt. Beim Selbstmord findet sich Dänemark auf einem der vorderen Plätze. Nach der Statistik der WHO stehen die Dänen immerhin auf Platz 27, zwar nach Litauen, Südkorea und Russland, aber vor Schweden (Platz 30), Deutschland (36), Griechenland (79), Aserbaidschan (90) usw. Bei der Lebenserwartung schneidet Dänemark ebenfalls nicht sonderlich günstig ab, auf Platz 23 ist es weit abgeschlagen hinter Andorra, Frankreich, Schweden und auch Deutschland. Und das alles trotz des enormen Verbrauchs von „lykkepiller“, wie Antidepressiva genannt werden und manche Hundebesitzer gar unter das Futter ihrer Lieblinge mischen, wie in dänischen Zeitungen zu lesen war.

Im Dänischen waren wir bald fortgeschritten genug, um in Tageszeitungen Annoncen zu lesen oder wenigstens die Häusermakler ausfindig zu machen, an die wir uns wenden konnten. Über einen Computer verfügten wir zu der Zeit noch nicht. Ich selbst hatte es in Zypern strikt abgelehnt, an einem PC zu arbeiten; Kyriaki war zwar damit vertraut, aber bestand auch nicht auf einer Anschaffung des von mir damals noch als gänzlich überflüssig angesehenen Gerätes. Im Kopenhagener Institut gab es allerdings keinen Kollegen mehr, der nicht am Computer arbeitete. Gestritten wurde nur, ob lieber am McIntosh oder am PC. Das war eine mit religiösem Eifer vertretene Glaubensfrage.

Zwangsläufig entdeckte ich den PC nun zuerst als praktischere Schreibmaschine, auf der ich problemlos auch in arabischer Schrift schreiben konnte. Ohnehin hatte schon die Zeit begonnen, in der kein Verlag mehr ein Script zum Druck annahm, das nicht elektronisch übermittelt werden konnte. Ich war aber noch sehr weit davon entfernt, zu erkennen, welche Perspektiven der Computer bot. Und ich habe auch nie aufgehört, die Veröffentlichungen erst mit der Hand zu schreiben. Nun, etwa 20 Jahre später, lese ich in unserer schwedischen Lokalzeitung von Grundschulen, an denen die Schüler an PCs das Schreiben lernen. Angeblich lernten die Schüler so viel schneller schreiben und lesen, da es vielen Schülern an der Feinmotorik mangle, um Buchstaben mit der Hand zu formen. Da setzen bei solcher Lektüre gleich wieder die Darmkrämpfe ein. Ich bin überzeugt, dass es für die Entwicklung der Psyche der Schüler erst einmal notwendig ist, dass sie die für das Schreiben notwendige Feinmotorik erlernen. Es gibt sicher einen Zusammenhang zwischen ihr und der Disziplin, Konzentration und anderen wertvollen Eigenschaften. Da ich nicht zu weit vorgreifen will, denke ich nochmal im Kapitel über Schweden darüber nach. Noch

sind wir ja in Dänemark. Und zwar in Helsingør.

Solange wir dort gewohnt haben, haben wir uns amüsiert, wenn wir mit dem Zug von Kopenhagen nach Helsingør fuhren und dann kurz vorher die stolze Lautsprecherdurchsage kam, dass der Zug nun in Elsinore eintrifft. Also Englisch. Ein Name, der sofort an Shakespeares Hamlet, Prinz von Dänemark denken lässt, der hier auf dem Schloss Kronborg gelebt haben soll. Das triste, dunkle Schloss liegt etwas ausserhalb, östlich der Stadt direkt am Meer. Die erste Festung wurde hier 1420 errichtet und dann nach und nach zum Schloss ausgebaut. Noch lange nach der Gründung diente es als Kontrollpunkt der engsten Stelle des Öresunds, von der aus man Schiffe stoppen konnte um Zoll einzufordern. Auf der anderen Seite des Sunds liegt die früher ebenfalls dänische Stadt Helsingborg, sodass es für Boote zwischen diesen beiden Befestigungen kein Entrinnen gab. Diese magische Lage und der historische, nahezu mythische Hintergrund machen dieses dunkle Gebäude zu einem lohnenden Ausflugsziel und später führten uns viele sonntagmorgentlichen Spaziergänge einmal um die Anlage herum. Im Schlossladen im Gebäude waren wir nur einmal. Der dort angebotene Kitsch lohnt sich nicht. Apropos Hamlet muss ich unbedingt einen Satz desselben zitieren: „...one may smile, and smile, and be a villain, at least, I am sure, it may be so in Denmark“.

Diese Gelegenheit nehme ich wahr und zitiere einen der dänischen Schriftsteller, der sich nicht hinters Licht führen lässt und sich der dänischen Heuchelei sehr bewusst ist. In dem Buch „Der Susan Effekt“ von Peter Høeg sagt eben jene Susan, die so recht dem Fräulein Smilla ähnelt, zu ihrem Mann: „Es gibt so eine Art von Hintergrundgedudel, Laban. Und nicht nur hier, sondern überall in Dänemark, ich habe das immer gehört. Es ist ein Lied, dass davon handelt, dass alles in bester Ordnung ist, keine Sorge, wir haben alles, was wir brauchen. Man kümmert sich um uns, der Herrlichkeiten ist kein Ende, wir brauchen uns nur zurücklehnen und das Leben geniessen. Ein Sirenengesang. Er soll uns vergessen lassen, dass wir in einem Zeitfenster leben, dass nur ganz kurz offen steht. Er soll uns einen tieferen Hunger vergessen lassen. Aber nicht mit mir, Laban. Verstehst Du, ich hab ewig Hunger.“ Soviel zum glücklichsten Volk der Welt!

Ein bezahlbares Haus fanden wir in einem Aussenbezirk der Stadt, ruhig gelegen, abseits der stark von Fernlastwagen befahrenen Hauptstrasse, die von der Fähre kommend weiter ausserhalb in die Autobahn nach Kopenhagen übergeht und auf der sich ein grosser Teil des Verkehrs von Skandinavien nach Europa quält. Es war bezahlbar für uns, weil es alt und klein war. Es sei gleich vorausgeschickt – damit ich es hinter mir habe - , dass meine Frau sich auch hier nicht sonderlich wohl fühlte. Der Grund war für mich nachvollziehbar. Viele Generationen von Mäusen mussten sich schon lange vor uns in dieses Hexenhäuschen verliebt haben, sodass sie auch mit dessen Innereien vertraut waren und Wege durch das Mauerwerk in die Einbauschränke gebaut hatten. Besonders im Schlafzimmer war das unangenehm, da unsere nachtaktiven Untermieter anfangen zu nagen, wenn wir schlafen wollten. So blieb mir, trotz friedfertiger Grundeinstellung nichts übrig, als Fallen aufzustellen,

deren blutiges Ergebnis ich dann morgens beseitigen musste. Morgens als erstes in ein paar gebrochene Mäuseaugen mit Blut im Maul zu sehen, war ein schlechter Muntermacher, aber so wurde ich mehrmals einigermassen der Lage Herr.

Das Haus hatte zwei Vorzüge, die mich für die Plage fast entschädigten. Dänische Einfamilienhäuser – hier „villa“ genannt – haben oft eine recht geräumige „Aussenstube“, einen Anbau, der meist weitgehend aus Glas besteht und somit schön hell ist. Dieser Anbau war wesentlich grösser als das Wohnzimmer und beheizbar. Ich konnte stundenlang darin im Sessel sitzen und hinausblicken in den grossen bunten Garten, den wir angelegt hatten, mit all den Ringelblumen, Sonnenblumen, Margariten, Tulpen, Zaunwinden, Sumpfdotterblumen, Nachtkerzen, Königskerzen, Klatschmohn, Wicken, Malven, Fingerhut, Stockrosen um nur einen kleinen Teil der Farbenwunder zu nennen, die alle ihre besondere Ecke gefunden hatten, auf der linken Seite von einem baumbestandenen Hang des Nachbargrundes geschützt.

Für mich war es ein gutes Leben in Helsingör. Dass das Haus alt war, die Fensterrahmen etwas verzogen waren, bei starkem Regen Wasser die Kellertreppe runterlief waren für mich Nachteile, die durch den grossen Garten, den ich mit allen erdenklich bunten Pflanzen geschmückt hatte, aufgehoben wurden. Aber meine Frau, typisch Zypriotin, mochte das Haus nicht. Für Zyprioten muss alles neu und modern sein. Wie dreckig es draussen in den Strassen auch aussieht, wie erbärmlich schäbig eine ganze Wohngegend ist, interessiert überhaupt nicht. Was ich natürlich verstand, war ihre Abneigung gegen die Mäuse im Haus, was ich an anderer Stelle erwähnt habe. Schön war auch nicht der Fuchsbau, auf dem zum Nachbargrundstück steil ansteigenden Hang, verborgen im dichten Gebüsch. Nicht selten wurden wir nachts vom erbärmlichen Heulen eines Fuchses, der in die vom Nachbar aufgestellte Falle geraten war, geweckt.

Modern und ohne Mäuse und Füchse war dagegen die kleine Ferienwohnung, die wir uns auf einer Schären der westschwedischen Küste geleistet hatten. Die hatten wir schon gekauft, als wir in Zypern wohnten, um dort die Sommersemesterferien zu verbringen, die man in Zypern als Europäer nur als Masochist erdulden kann.

Es war eine winzige Wohnung, ein Wohnzimmer mit Kochecke, ein Toilettenraum mit Dusche und ein Schlafzimmer mit Doppelbett und Einbauschränk für Textilien. Über eine ganze Wand liess ich vom Boden bis zur Decke Bücherregale einziehen, da ich fast alle meine Bücher hier unterbrachte, in Zypern nur die wichtigsten Fachbücher behielt. Die Beschreibung der Wohnung hört sich minimal an, wurde aber im Sommer und eigentlich schon im Frühjahr und etwas weniger im Herbst durch die harmonische Umgebung mehr als wieder gutgemacht. Die Wohnung war eine von vielen in einem grösseren Gebäude, hauptsächlich eine Holzstruktur. Der Zugang zur Wohnung geschah über eine Treppe im zweiten Stock, mit einer grossen Terrasse vor der Wohnung, auf der man in der zweiten Hälfte des Tages in der Sonne sitzen konnte, mit Blick auf das Meer. Vor der Wohnung war ein Balkon, der für fünf Personen reichte. Hier konnte man von morgens bis zum frühen Nachmittag in der

Sonne sitzen, mit Blick auf Kungshamn, ein Fischerdorf mit dazu gehörigem Hafen. Da es keine Landverbindung zum Dorf gab, musste man mit dem Boot einkaufen fahren.

So hatte jeder auf dem Inselchen ein kleines Boot, je nach finanzieller Situation mit unterschiedlicher PS-Zahl ausgestattet. Dementsprechend hatten wir ein normales Ruderboot mit schwächlichem Aussenbordmotor, der einige Zeit brauchte, bis er ansprang. Aber ohnehin sind wir meist die paar hundert Meter bis zur Kai-Mauer des Hafens gerudert.

Nicht nur die Möglichkeit Bootstouren zu unternehmen, z.B. zum nächsten Fischerdorf Smögen, dass aus einer anderen Schäre liegt, oder die Möglichkeit rund um die Insel zu schwimmen, waren der grösste Reiz für mich. Es war tatsächlich der Balkon vor der Wohnung, aber nicht nur wegen der Aussicht auf das Dorf. Dort auf dem Balkon zu sitzen, der nach Osten lag, liess einen beobachten, wie morgens die Sonne über dem Dorf höher stieg. Das verführte dazu, mit halbgeschlossenen Augen, den noch im diffusen Licht unklaren Kai zu beobachten, auf dem sich noch nichts rührte. Unten plätscherten die Wellen, über, vor und unter uns schwebten die Möwen, die sich von der Seebriese tragen liessen. Ab und zu kreischte eine von ihnen, eine Laut- und Geräuschkulisse, die mich immer noch begleitet.

Die ganze Atmosphäre war so entspannt, dass das Gefühl eher an Meditation erinnerte. Ich sass dort, mein Atem ging ruhig und gleichmässig und ich fühlte mich – ja – glücklich. Es ist ein Unterschied zwischen „glücklich sein“ und „zufrieden sein“. Ich merkte das, wenn mir bewusst wurde, dass ich dort in der Sonne sitzend, lächelte. Lächeln ist nicht lachen. Lachen ist kein Ausdruck von Glückseligkeit. Lachen kann man auch nach einem dreckigen Witz oder aus Schadenfreude, also bei freudigen Gefühlen, die eher negative menschliche Seiten begleiten. Und dann ist man ja auch gleich wieder in einer anderen Welt, der altgewohnten. Na gut, lächeln kann man auch aus Arroganz auf jemanden herab, aber ich glaube, Sie wissen schon, was ich meine.

Wenn ich völlig entspannt bin, dann lächle ich, ohne dass mir etwas Lustiges in den Sinn kommt. Glückseligkeit hat nichts mit Lustigem zu tun. Es ist eher eine ernste Angelegenheit, aber eben keineswegs ernst im Sinne von traurig, bedauerlich. Ich erinnere mich an meine Zeit als Student. In diese Zeit fiel die Berühmtheit des indischen Maharishi Mahesh Yogi. Einige seiner Schüler gaben an, in der Lage zu sein, sich durch Meditation vom Boden zu lösen, also die Schwerkraft zu überwinden. Damit war nicht gemeint, dass man während der Meditation fliegen kann, aber Folgendes passierte: Also hier mein eigenes Erlebnis: Nicht die Indologie oder Tibetologie hatten mich zur Meditation geführt, eher war es umgekehrt. **Durch meine Aufenthalte in Indien, die – allerdings durch mein Interesse an indischer Spiritualität angestossen war – mich auch mit Yogis und tibetischen Mönchen in Kontakt brachten, wuchs der Wunsch, einen tieferen Einblick in diese Spiritualität zu gewinnen. Allerdings war die Voraussetzung dazu eine**

gründliche Kenntnis des Sanskrit und des Klassischen Tibetisch. So kam es dann auch dazu, dass ich nach meiner zweiten Rückkehr nach Deutschland, überstandener erster Ehe und besonders während des Studiums auch intensiver meditierte. Um hier abzukürzen: Eines Tages meditierte ich auf der Matratze in meinem winzigen Zimmer in der WG in Eimsbüttel. Ich merkte deutlich, wie das Glücksgefühl ständig zunahm und mir wurde bewusst, dass ich schwerelos im Raum schwebte, die Matratze unter mir nicht mehr spürte. Das ging einher mit dem Gefühl grenzenloser Entspannung und Freiheit. Ich schwöre, dass ich zu jener Zeit schon lange keine Drogen mehr nahm und auch dem ganzen Hokuspokus um Yogis und Aschrams, wie er in der Welt der Hippies und ähnlich gesinnter Leute, Mode war, durchaus kritisch gegenüberstand.

Ich scheue mich, das Glücksgefühl in eine Skala zu zwängen, aber auch die Erfahrung, die ich am Rande des Kornfelds an der weissrussischen Grenze machte, machte mich schwerelos, wie es die im Winde schaukelnden Ähren zu sein schienen.. Ich will hier nicht weiter über Glück schreiben, da ich kein Wort weiss, das gross genug ist, es auszudrücken, und wenn ich eins fände, würde es wohl kitschig klingen. Wir genossen jeden Aufenthalt auf der Schäre, aber verkauften die Wohnung, da ich die Stelle in Kopenhagen bekommen hatte, wir nach Helsingör gezogen waren, Geld für ein Häuschen brauchten und sich das Problem mit der zypriotischen Hitze weitgehend erledigt hatte.

Zurück in das reale Königreich DK. Was uns der gemütlichen Stimmung beraubte, war die zunehmende Beherrschung der dänischen Sprache. Das war gar nicht selbstverständlich in Anbetracht der Vielzahl von schwer zu artikulierenden vokalischen Lauten, die phonemischen Wert haben, also schnell die Bedeutung eines Wortes verändern, wenn sie nicht ganz korrekt ausgesprochen sind. Sehr deutlich erfuhr ich das, als ich in dem grossen Käseladen im Zentrum nach „gädeost“ fragte. Da selbst die Spezialistin hinter der Theke, die seit ca 100 Jahren täglich Käse verkaufte, nicht verstand was ich wollte, verliess ich frustriert das Geschäft. Ich hatte den e-Vokal nicht eeeeeng genug ausgesprochen, also nicht „geeeede“ gesagt, sondern etwas zu offen, eben eher wie „gäde“. Somit hatte ich um Strassenkäse gebeten, statt um Ziegenkäse. Da kennen die Dänen kein Pardon! Ob man es mit etwas Phantasie hätte verstehen können?

Verstanden haben wir allerdings zu jener Zeit so gut wie alles. Leider auch die Hetzrede des damaligen dänischen Präsidenten Fogh-Rasmussen, der sein Parlament unbedingt davon überzeugen wollte, dass es notwendig sei, gegen den Irak in den Krieg zu ziehen. Ich sehe ihn noch wie heute vor mir, allerdings im Fernsehen und höre ihn sagen: „Ich GLAUBE nicht, dass der Irak Massenvernichtungswaffen hat, sondern ich WEISS es!“ Dieses schandhafte Lügenmaul!! Dabei war damals schon mehr als fraglich, dass der Irak solche Waffen hatte. Ich brauche eigentlich jetzt nicht mehr auf die Kriegsschuld einzugehen, denn es ist längst nachgewiesen, dass die Troika des Schreckens Bush, Blair, Fogh-Rasmussen willkürlich den Irak als Opfer eines kriminellen Angriffskrieges ausgesucht hatte. Ekelhaft ist, dass sie nie zur

Rechenschaft gezogen wurden, ja der Schmutzfink Fogh-Rasmussen sogar zum Natochef gemacht wurde. Sicher unter Druck der USA. Es war widerlich, wie der Däne dem Amerikaner in den Arsch kroch, auch die Bilder seines unterwürfigen Besuches in Washington sehe ich noch vor mir. Nicht einmal mit den eigentlich angemessenen Schimpfwörtern darf man diese Gauner, die das Leben von Hunderttausenden von Unschuldigen auf ihrem nicht vorhandenen Gewissen haben, bezeichnen, da das ungesetzlich wäre. Mangels semantischer Möglichkeiten kann ich also nicht zum Ausdruck bringen, wie widerwärtig mir diese Kreaturen sind.

Inzwischen trat dann auch das oben erwähnte Ereignis an der Botschaft von Zypern ein. Aber statt so schmerzlos zum Ende der Arbeit meiner Frau an der Botschaft Zyperns kommen, nur kurz einige Beispiele, die die Absurdität der Botschaftsarbeit demonstrieren: Meine Frau und andere Angestellte wurden täglich gemobbt, der Wagen meiner Frau wurde willentlich beschädigt und ihr, also meiner Frau, wurden Konsequenzen angedroht, weil ich mich in einem Leserbrief, in Unterstützung eines Zypern kritisierenden dänischen Diplomaten, kritisch über Zypern geäußert hatte. Einer der lustigen Höhepunkte spielte ein Yoghurt, den meine Frau sich für die Mittagspause gekauft hatte. Der Botschafter sah zufällig die Bezeichnung „Türkischer Yoghurt“ auf dem Plastikbecher. Nachdem ihm kurz die Luft weggeblieben war, schrie er los, wie denn meine Frau dazu komme, ein türkisches Produkt, ein Produkt des Todfeindes zu kaufen! Ein Wort gab das andere und erst kürzlich gestand mir meine Frau, dass sie damals nach langer Rumschreierei kurz davor war, ihre Tasche zu nehmen und zugleich ihren Abschied. Ich hatte alle diplomatischen zypriotischen Clowns dort kennengelernt, aber nie gemerkt, wie sehr meine Frau unter deren Blödheit und Fanatismus litt. Zehn Jahre hat sie das ausgehalten.

An solche Einschüchterungen, die aus einem tiefen nationalistischen und religiös orthodoxem Fanatismus stammen, und denen man in Zypern ständig ausgesetzt ist, haben wir uns nie gewöhnt, im Gegensatz zu vielen anderen Europäern, die in irgendeiner Form von Zypern abhängig sind. Jeder der will, kann sich von der Verlogenheit zypriotischer Politiker und Diplomaten überzeugen. Es braucht nur etwas Aufwand. So liesse sich z.B. immer noch die Entschuldigung der griechisch-zypriotischen Regierung in Pressearchiven finden - wohl im Jahre 2004 - , als sich die Regierung gezwungen sah, zuzugeben, dass ihr immer die Massengräber bestimmter als vermisst geführter Griechen aus den Tagen der türkischen Invasion bekannt waren. Statt dessen wurden die Türken beschuldigt, diese Griechen entführt zu haben oder Massengräber geheim zu halten. Sogar den Grund für diese jahrzehntelange Lüge wurde angegeben, man habe das als notwendige Propaganda gegen die Türken gebraucht. Der griechisch-zypriotische Alltag basiert auf solchen Lügen, die – wann immer möglich – vom Erzbischof verbreitet werden, also von dem eigentlichen Herrscher über Zypern.

Bunkeflostrand

Das Gewässer, das den Skagerak und die Ostsee verbindet und Südschweden von der dänischen Insel Seeland trennt, ist der Öresund. Bis zum Jahre 2000 verband ein Fährverkehr die dänische Hauptstadt Kopenhagen mit Malmö, der Hauptstadt der schwedischen Provinz Skåne. Um diese südlichste Provinz – län – Schwedens kämpften Schweden und Dänemark zahlreiche Kriege, deren letzter erst 1710 zur Zugehörigkeit Skånes – auf deutsch Schonens – zu Schweden führte. Schonisch ist ein skandinavisches Idiom, das weder für Dänen noch für Schweden leicht verständlich ist, weshalb die schwedische EU-Vertretung einen speziellen Dolmetscher für Schonisch wollte, aber nicht bekam. Die schwedische Sprache wurde in Südschweden zielstrebig von der schwedischen Regierung in Skåne u.a. dadurch eingeführt, dass die Priester von der Kanzel Schwedisch und nicht mehr Dänisch predigen durften.

Mit der Fertigstellung der ca 15 klm langen Öresundsbrücke vom Kopenhagener Flughafen Kastrup zum Malmöer Vorort Limhamn wurde der Fährverkehr eingestellt. Gleich südlich der Auffahrt auf die Brücke liegt der kleine Ort Bunkeflostrand, der, seitdem wir vor neun Jahren hierhergezogen sind, sicher um das vier- bis fünffache angewachsen ist. Fast der ganze Ort besteht also aus Neubauten, meist bescheidenen, kleineren einstöckigen Einfamilienhäusern, mit kleinen Gärten, Häuser von der Stange für das kleine Portemonnaie.

Ich hätte früher nicht gedacht, dass ich jemals in solch einem Reihengarten wohnen könnte. Aber das Häuschen gefiel uns von innen, die grossen Fenster liessen viel von dem seltenen südsandinavischen Licht herein, es sind nur ca 200 m zum Meer. Nicht wirklich, vielmehr bis zu einer Schafswaide, die gleichzeitig Vogelschutzgebiet ist und deren Grasland in das Meerwasser übergeht. Und dann hat man den Blick auf die ganze mächtige Öresundsbrücke, deren anderes Ende meist im Dunst verschwimmt. Und bei guter Sicht hat man auch – was für mich weniger wichtig ist, Blick auf einige Punkte der dänischen Küste.

Das Leben hier fing zunächst ganz normal an. Nichts deutete die ersten Monate auf die Katastrophe hin, die unser ganzes Leben mit einem tiefen Einschnitt verändern sollte. Wir fuhren nun täglich über die Öresundsbrücke von Schweden nach Dänemark. Nachteilig war die hohe Maut, die kräftig ins Portemonnaie langte. Auch die Zufahrt über die Brücke ist teuer. Nichtsdestoweniger gibt es etwa 20 000 tägliche Pendler. Kopenhagen braucht die schwedischen Arbeitskräfte und das ländliche Schonen braucht Arbeitsplätze.

Meine Frau fuhr die ersten Jahre mit dem Auto, was weniger umständlich war, als sich der öffentlichen Verkehrsmittel zu bedienen, da das mehrmaliges Umsteigen bedeutete. Ich fuhr meist nur mit, wenn ich zu Lehrveranstaltungen oder Sitzungen ins Institut musste. Es entsprach der allgemeinen Vorstellung von Arbeitsroutine, mit kleineren Ausnahmen, so in dem Falle, in dem die Brücke bei zu starken Sturm gesperrt ist, manchmal für Stunden.

Wir haben nie bereut, den Schritt von Helsingør nach Malmö getan zu haben. In Dänemark fragten die Nachbarn uns: „Wann zieht Ihr denn wieder zurück nach hause?“ In Bunkeflostrand klingelte es eines nachmittags wenige Tage nach unserem Einzug in das Haus und als wir öffneten, standen alle Bewohner unserer kleinen Strasse versammelt vor der Tür, mit einem grossen Blumenstrauss und sagten im chor: „Välkom i vores gata!“, willkommen in unserer Strasse.

Das bedeutet nicht, dass es in Schweden keine Vorbehalte gegen Ausländer gibt und keinen Rassismus, aber bedeutend weniger als in Dänemark und die Opposition gegen Rassismus ist gross und aktiv. Nichtdestoweniger liegt die Zahl der Wähler für die ganz rechten „Sverigedemokraterna“ etwas über 10%, aber sie haben kaum Einfluss auf die Regierungspolitik, ganz im Gegensatz zu der „Dansk Folkeparti“ im Königreich Dänemark, die z.Z. die stärkste Partei stellt (ca 23%).

Malmö ist keine attraktive Stadt. Ich sage selten etwas Gutes über Dänemark – im Gegensatz zu jenen gekauften Journalisten einiger norddeutscher Magazine -, aber dass sie wesentlich mehr zum Denkmalschutz stehen und die Schönheit alter Gebäude erkennen und die bewahren, hat dazu geführt, dass dänische Städte oft schmucke Altstädte haben. Das ist in Schweden, wo man Jahrzehnte lang alles Alte abgerissen und statt dessen neue unpersönliche Betonklötze hingestellt hat, nicht der Fall. So gibt es in Malmö vielleicht eine handvoll sehenswerter alter Häuser, die meisten davon um den Lilla Torg, also den Kleinen Platz, an dem sich dann die fotografierfreudigen Touristen austoben dürfen. Wenige schwedische Städte würde ich als schön und sehenswert bezeichnen, sicherlich aber Stockholm, was natürlich an dessen geographischen Gegebenheiten liegt, gebaut auf viele grosse und kleine Inseln mit dementsprechend vielen Brücken und einer kleinen, aber sehenswerten Altstadt. Im Sommer spät abends auf der Fähre nach Helsinki zu stehen und durch den Stockholmer Schärengarten mit all den kleinen Felsen und Inseln, den Segelbooten, den dahingleitenden Schwänen im dunkelgleissenden Licht zu fahren ist ein unvergessliches Erlebnis.

Nichts davon gibt es in Schonen, wo man schon froh ist, wenn man einmal dem Asphaltschungel der vollständig autogerecht asphaltierten Umgebung entrinnen kann. Wir sind in unserem Wohlgefühl hier zu leben ganz auf unser Haus und die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Nachbarn zurückgeworfen.

Aber auch dieses eingeschränkte Wohlgefühl wurde 2006 gänzlich abgebrochen, als durch eine Gastroskopie bei mir Speiseröhrenkrebs diagnostiziert wurde. Der folgende chirurgische Eingriff war eine Ösophagektomie, eine vollständige Entfernung der Speiseröhre, eine Operation, die keine Routine ist und nur von Spezialisten vorgenommen werden sollte. Man kann unter diesem Wort Information im Internet finden, die sich auf den technischen Vorgang bezieht. Da die Folgen dieses Eingriffs weitgehend unbekannt sind, will ich hier einige beschreiben. Was mir allerdings so viele Jahre danach noch schwer fällt, weil ich immer das Gefühl habe, dass ich mit Worten nicht annähernd das Elend und die Verzweiflung beschreiben

kann, die mich 24 Stunden am Tage gefangen hielten.

Über die Prozedur vor der Operation brauche ich nichts zu schreiben, weil die sich wohl alle mehr oder weniger ähneln. Auch das Aufwachen und der erste Anruf danach an die Familie „Hallo, alles überstanden, mir geht es gut, bis später...“ ist wohl vielen Patienten bekannt. Der erste aussergewöhnliche Eindruck, an den ich mich erinnern kann, waren die enormen Schmerzen im Rücken. Die Operation war von vorn im oberen Bauchbereich und von hinten in gleicher Höhe erfolgt. Und ich lag nun auf der Narbe, deren Schmerz mich zu durchlöchern schien. Dass es sich hierum handelte, wurde mir erst später gesagt, als ich mich wunderte, weil ich nur mit dem Eingriff von vorn gerechnet hatte. Ich war über viele Konsequenzen nicht aufgeklärt. Dazu gehörten auch die vielen Schläuche, die an verschiedenen Stellen aus meinem Körper hingen. Der Tropf im Arm, Sauerstoff in der Nase, Katheter für den Urin kann man ja schnell durchschauen. Da war der Schlauch, der direkt in den Bauch führte schon ungewöhnlicher, aber beim zweiten Nachdenken doch leicht mit künstlicher Ernährung zu erklären. Aber die Schläuche, von denen einer links in einem Plastikbeutel mündete und einer rechts waren zunächst rätselhaft. In sie floss das Wasser aus der Lunge, das sich sonst dort anzusammeln drohte.

Das Gesamtkunstwerk, von aussen betrachtet, scheint doch recht utopisch gewirkt zu haben, wie ich an den Gesichtern der das Zimmer betretenden Besucher sah. Meine Schwiegermutter musste sich ganz schnell auf den nächst erreichbaren Stuhl setzen.

Ich kürze hier ab und wende mich der ersten Zeit im lange ersehnten Zuhause zu. Gleichzeitig mit mir trafen zwei Krankenschwestern von der Gemeinde ein, die am Kopfende meines Bettes eine verstellbare Rückenlehne installierten, die ich mittels Knopfdruck in die für mich beste Position bringen konnte. Die Schwestern versorgten zwei mal am Tag die lange Narbe am Brust- und Bauchbereich, die sich wegen unsachgemässer Entfernung der Metallklammern im Krankenhaus wieder geöffnet hatte. Sie schlossen mich auch wieder an die künstliche Ernährung an, obwohl ich schon leichte Kost zu mir nehmen durfte. Und als ich nach drei Tagen nach Einnahme der künstlichen Nahrung mich immer noch erbrach, kabelaute ich mich selbst von dieser Maschine ab und ass leichte Kost wie Naturjoghurt und Weissbrot. Viel schlimmer als dieses Erbrechen war allerdings der Reflux. Dieser bezeichnet zwar auch was man unter Sodbrennen versteht, aber wer einmal richtigen Reflux hatte, wird über Sodbrennen nur in schallendes Gelächter ausbrechen.

Die erhöhte Körperstellung im Bett verhinderte die erste Zeit nicht, dass mir jede Nacht Magenschleim, durchsetzt mit verschiedenen Säuren wegen des mangelnden Schliessmuskels zwischen Magen und Speiseröhre in den Mund schoss, mit Wucht in die Bronchien drängte und sofort krampfhaft Hustenanfälle auslöste; und das trotz der Einnahme stärkster Säurehemmer. Nie wachte ich rechtzeitig auf. Meine Frau musste fast jede Nacht mein Bett neu beziehen und meinen Schlafanzug wechseln. Dazu war der Weg vom Bett über den Flur vollgekotzt, wenn das Gefäss, das immer

neben dem Bett stand, nicht mehr ausreichte. Auch liess mich der Schmerz aufspringen und zum Waschbecken rennen. Mehrmals schoss die grüne feurige Brühe aus der Nase heraus, wobei das Brennen bei der Berührung mit der empfindlichen Schleimhaut mich schreien machte. Ein bis zwei Stunden dauerte es meist, bis die Schmerzen langsam abklangen. Meine Frau hielt mich dann im Arm und redete leise auf mich ein. Ich litt dann unter ihrer Hilflosigkeit, wissend, dass sie mir gern helfen wollte, aber nicht wusste wie. Während die Schmerzen abklangen, verstärkte sich der Husten, durch dessen krampfartige Zuckungen bald alle Muskeln des Oberkörpers und gar die oberen Beinmuskeln zu schmerzen begannen. Dann setzte das Fieber ein. Hatte ich Glück, klang es nach wenigen Stunden durch einige Aspirin wieder ab. Einige Male wurde es zur Lungenentzündung und wieder fand ich mich im Krankenhaus.

Dies sollte kein Klagelied sein. Vielleicht hilft es jemandem zu wissen, dass er mit dieser Art von Problemen nicht allein ist. Ob ein Patient, der die Ösophagektomie vor sich hat, all das wissen sollte, was da auf ihn zukommt, möchte ich nicht beurteilen. Ich möchte nicht, dass sich ein Patient von der Operation, die ihm das Leben retten kann, abschrecken lässt. Vielleicht sind ja auch nicht in allen Fällen die Konsequenzen so schrecklich.

Ein halbes Jahr nach der Operation habe ich mich noch einmal aufgerafft. Ich begann wieder zu unterrichten. Am Schreibtisch sitzen und konzentriert arbeiten ging allerdings nicht mehr, da ich nicht den Bauch drücken durfte – ich schreibe absichtlich Bauch statt Magen, denn letzterer ist ja hochgezogen und sitzt nur wenige Zentimeter unter den Stimmbändern, was auch meine Stimme veränderte. Und der Rücken begann chronisch zu schmerzen, da ich nicht mehr liegen konnte. Nun habe ich seit acht Jahren nicht mehr waagerecht gelegen.

Am schlimmsten war der Reflux, der mich erst in der Nacht erfahren liess, ob ich am nächsten Tag in der Lage sein würde, zur Universität zu fahren. Zuverlässigkeit war immer eine der obersten Prioritäten in meinem Leben und nun führte ich ein Leben, in dem sie ganz in den Hintergrund trat, denn ich konnte (und kann) für den nächsten Tag nichts versprechen, was auch heisst, keine Termine auszumachen, um die andere Seite nicht zu verärgern. Das sind natürlich keine guten Voraussetzungen für das Berufsleben. Um hier abzukürzen: ich gab nach einem Semester auf und wurde Frührentner – nach einem langen, nervenaufreibendem Kampf mit den dänischen Behörden, die die ärztlichen Atteste zunächst nicht anerkennen wollten. Der Reflux kommt nach wie vor ab und zu mit entsetzlichen Schmerzen. Nach wie vor schreie ich, wenn ich es nicht mehr aushalte. Ich muss mich strikt an die Einnahme meiner Medikamente halten, und trotzdem hat der Reflux noch immer die Folgen, dass ich einen oder mehrere Tage mit Fieber daniederliege und zu erschöpft bin um etwas unternehmen zu können. Jeden Abend gehe ich mit der Angst vor dem Reflux zu Bett und so wird es bis zum Ende des Lebens gehen. Die völlige ernährungsmässige Umstellung des Lebens, die mir übrigens nicht vorausgesagt worden war, ist allerdings das geringste Problem.

Die Operation hatte damit auch Folgen für etwas, das mein ganzes Leben geprägt hatte: das Reisen. Meine letzte dienstliche Reise hatte mich nach Damaskus geführt, wo ich an einem Symposium über moderne Literatur des Nahen Ostens teilnahm. Inzwischen kann ich – nach einem weiteren operativen Eingriff – wieder ab und zu nach Zypern fliegen, um mit meiner Frau die Schwiegereltern zu besuchen. Dort liegt eine Rückenstütze auf dem Bett für mich bereit, sodass ich sie nicht mit mir schleppen muss, wie ich es auf anderen Reisen tue. Weitere Reisen gehen ohnehin nicht mehr. Bishkek, Astana, Alma Ata, das sind alles nur noch Erinnerungen. Manchmal ganz lustige. Wie z.B. ein Flug von Ankara nach Deutschland. Ein alter Mann mit grauem Vollbart, auf den ersten Blick als anatolischer Bauer zu erkennen, sitzt fest in seinem Flugzeugsitz. Aber im falschen. Die türkische Stewardess spricht ihn an: „Baba, Grossvater, du sitzt auf dem falschen Platz, dein Platz ist hier!“ und deutet auf eine andere Sitzreihe. Der Anatolier blitzt sie böse an: „Kızım, mein Mädchen! Du wirst mir nicht sagen, wo ich zu sitzen habe.“ Sichtbar fühlt er sich in seiner Ehre gekränkt und ist über die Frechheit entsetzt, mit der eine junge Frau es wagt, ihm vorzuschreiben, wo er zu sitzen hat. Schliesslich willigt der jüngere Passagier, dessen Platz von dem Alten eingenommen wurde, ein, auf dessen Platz zu sitzen. Culture clash zwischen zwei Generationen desselben Volkes. Das zu verstehen, muss man mit dem Land vertraut sein.

Ebenso wie mit den arabischen Gegebenheiten auf einem Flug von Dubai nach Europa. Die älteren Leute, vor allem Frauen, die die lateinischen Buchstaben für die Sitzreihen nicht lesen können und nicht die – wie wir sie nennen – arabischen Zahlen für die Sitze, denn die heutigen arabischen Zahlen sehen ganz anders aus. Das verzögert das Einsteigen enorm. Aber arabische Fluglinien sind mit dem Problem vertraut und dementsprechend vorbereitet.

Da gehen mir die europäischen Fluggäste, die sich nicht den Umständen entsprechend benehmen können, viel mehr auf den Senkel. Diese Idioten, die im schmalen Flugzeuggang nicht ihren bescheuerten Rucksack abnehmen können. Sie drehen sich um und bums! hat man den Sack in der Fresse. Oder diese rücksichtslosen Schwätzer! Die nicht die Schnauze halten können, wenn Lautsprecherdurchsagen kommen. Statt die Klappe zu halten und zuzuhören, heben sie die Stimme und brüllen sich gegenseitig zu, um die Durchsage zu übertönen.

Aber kommen wir noch einmal ganz kurz zum Thema Fortschritt, wie ich es im Kapitel über Dänemark in Bezug auf Computer angekündigt hatte. Die Entscheidungen auf pädagogischem Gebiet gehen jetzt so schnell, dass ich hier beim Schreiben kaum noch mitkomme. Geographisch bedingt schreiben unsere hiesigen Zeitungen viel über die Nachbarländer Dänemark und Finnland. Auch dort findet der Computer immer mehr Eingang in das Alltagsleben – auch wenn man meinen möchte, mehr sei nicht möglich. Laut neuesten Zeitungsmeldungen will man vom nächsten Jahr (2015) in Dänemark in den schriftlichen Prüfungen den Einsatz von Computern zulassen. Als ich vor sechs Jahren den Universitätsdienst verliess, wurde

noch diskutiert, wie man verhindern könne, dass die Studenten ihre Examensarbeiten nur noch durch die copy-paste Funktionen zustande brachten. Nun soll das legalisiert werden, mit dem schwachsinnigen Hinweis, dass Schüler und Studenten auch früher schon ihre Tricks hatten, in den Prüfungen zu schummeln. Welch blödsinniger Vergleich mit dem winzigen Pons unter der Schulbank – mit dem man ohnehin oft erwischt wurde (Zur Erinnerung: der Pons war ein winziges Wörterbuch, das in die hohle Hand passte). Und in Finnland soll ab nächstem Jahr kein Schüler mehr mit der Hand schreiben. Oben erwähntes Stichwort Feinmotorik. Es gibt schon Gründe, froh zu sein, dass man ein gewisses Alter erreicht hat. Zum Schluss zu dem Thema Modernität hier in Schweden. Meine Frau und ich merken immer wieder, dass es in Schweden nicht nur legal ist, während des Autolenkens zu telefonieren, sondern dass viele Schweden anscheinend gar nicht mehr fahren können, ohne ein Mobiltelefon am Ohr zu haben, besonders beliebt in Kurven, im Kreisverkehr und beim Abbiegen.

Und den Lebensabschnitt „Skandinavien“ kann ich nicht ohne einige Bemerkungen zum Royalismus abschliessen. Wie bekannt sind alle drei skandinavischen Staaten Monarchien (Es sei daran erinnert, dass weder Finland noch Island zu Skandinavien gerechnet werden, sondern zu den „Nordischen Ländern“). In Schweden scheint es laut Umfrage eine leichte Mehrheit für die Abschaffung der Monarchie zu geben – wohl 52%. Für Dänemark kenne ich keine Umfrage, aber es scheinen gefühlte 98% für den Erhalt der Monarchie zu sein. Die Tausenden von jubelnden, Flaggen schwenkenden Gaffern, wenn sich ihre Majestät auf dem Balkon zeigt, hinterlassen einfach diesen Eindruck. Hier repräsentiert wirklich die blaublütige ältere Frau die Familie Dänemark und der Verlust dieser Kunstmalerin von hässlichen Bildern wäre der Verlust der dänischen Identität.

Dass ein bekloppter Prinz des öfteren alkoholisiert und mit überhöhter Geschwindigkeit über die Autobahn rasend von der Polizei gestoppt wird und dafür nicht zur Rechenschaft gezogen werden kann, erregt keine Gemüter. Und selbst vor dem bösen französischen – also ausländischen – Prinzgemal muss man die Mutter der Dänen in Schutz nehmen. Als einst Bernard nach einem Familienkrach allein zu seinem Weinschloss in Frankreich abdampfte, war die Reaktion von interviewten Dänen auf der Strasse: „Soll er doch dableiben. Der kann ja nicht einmal richtig Dänisch sprechen“.

Wie man im Dänischen sagt – das Kurze von dem Langen ist -, dass für mich jene Menschlein, die aufgrund ihrer zufälligen Geburt glauben, etwas Besonderes zu sein, lächerliche, verabscheuenswerte Schmarotzer sind und die Trottel, die dieses Gesocks verehren, in dieselbe Kategorie gehören. Aber warum sollte ich hier nur über die Dänen schimpfen. Es gibt ja genug deutsche Vollidioten, die sich die Geissens oder die Katzenbacher oder wie die bescheuerte Tussi heisst, im Fernsehen ansehen. Schluss, bevor ich mir den Appetit verderbe. Es gibt gleich Abendessen und ich muss meinen Magen noch etwas friedlich stimmen. Tschüs!

(Ausserdem verkrampft sich langsam mein erhobener Zeigefinger!)

Vorläufig letztes Fragment der Memoiren

Nun geht es doch noch einige Zeilen weiter, hoffentlich ohne erhobenen Zeigefinger, aber nichtsdestoweniger kritisch. Es ist aber eine Angelegenheit, die dem Leser zeigt, wie wenig er über sein eigenes Land weiss; und damit meine ich diejenigen, die darin wohnen.

Es ist etwa zwei Jahre her, dass wir begannen, uns Gedanken darüber zu machen, wie wir unsere Familienmitglieder in Deutschland und Zypern häufiger besuchen könnten, ohne ständig während unserer Abwesenheit Angst um unser Haus in Schweden zu haben, denn Einbrüche in einzeln stehende Häuser sind häufig und werden fast nie aufgeklärt.

Die beste Lösung schien uns, das Haus aufzugeben, Schweden zu verlassen und in einer angenehmen Gegend in Deutschland eine kleine Wohnung zu kaufen und den Grossteil unseres Haushaltes in das fast leerstehende Haus der Schwiegereltern in Larnaka zu verlagern.

Insbesondere von unseren immer hilfreichen Nachbarn fiel uns der Abschied schwer. Von wegen kaltblütige Schweden. Herzliche, rührige Freunde waren unsere Nachbarn! Aber nun befinden wir uns schliesslich nach einem wochenlangen, kräftezehrenden Umzug in einem Dorf im Hochschwarzwald, etwa zehn Kilometer vom Titisee, in einer bergigen, dicht bewaldeten Landschaft, die schon morgens beim Aufstehen den Blick aufsaugt und jetzt mit den bunten Farben der Natur in wechselndem Sonnenschein den ganzen Tag ein sehenswertes Schauspiel bietet.

Die vorher erwähnten blühenden Hortensien vor dem Fenster in Bunkeflostrand, die übrigens auf die Gärten der Nachbarn verteilt wurden, werden inzwischen verblüht sein. Die Zeit scheint immer schneller dahinzurasen, was diesmal nicht nur am Altern liegt, sondern wohl auch daran, dass ich in den letzten Monaten in Schweden mich noch einmal zusammengerissen und vier wissenschaftliche Artikel und einige philatelistische geschrieben habe, von den einer bereits veröffentlicht ist. Früher, in der Vorcomputerzeit, gab es dann vom Verlag der Zeitschrift Sonderdrucke der eigenen Artikel, die sog. Separata, die man mit einer Widmung versehen einem Kollegen und/oder Freund schicken konnte, nicht nur eine nette Geste, sondern auch für manche Kollegen Sammlerstück. Der Stolz auf eine umfangreiche Separata-Sammlung war natürlich auch mit Eitelkeit verbunden, aber die Romantik überwog wohl dadurch, dass es einfach Spass macht, durch den Stapel zu blättern und mit den Gedanken bei diesem oder jenem – manchmal schon verstorbenen – Verfasser zu verweilen.

Nun gibt es diese Sonderdrucke kaum noch. Es kommen jetzt sog. „Sonderdruckdateien“, die man als Anhang zu einer E-Mail einem Kollegen schicken kann. Ich habe es noch nicht geschafft, solch ein Exemplar mit einer Widmung zu

versehen.

Dies interessiert ohnehin nur wenige, deshalb kürze ich hier ab. Interessanter ist die Tatsache, dass ich nach einer langen Pause, seit dem Verlassen Schwedens, soeben wieder angefangen habe, einige Zeilen zu Papier zu bringen – nach etwa acht Wochen. Das kann nur mit dem Umstand zusammenhängen, dass heute endlich die Aufforderung der Krankenkasse kam, ein Lichtbild einzuschicken für den „Behandlungsausweis“. Monatlang habe ich darum gekämpft, jawohl GEKÄMPFT, und bin darüber krank geworden, durch dieses zutiefst absurd kranke Gesundheitssystem. Schon ca. drei Monate vor unserem Umzug hatte ich mich bemüht, Erkundigungen einzuholen, wie meine Frau und ich Mitglieder in einer deutschen Krankenkasse werden können. Zunächst wurde ich immer wieder auf die Informationen im Internet verwiesen. Alles perverser Quatsch!! Nicht eine einzige Seite enthielt hilfreiche Informationen, alles nur theoretischer Schmarrn, der nicht in die Praxis umzusetzen war. Ja, jeder deutsche Staatsbürger hat das Recht, in einer Krankenversicherung zu sein. Nur, wie bewerkstelligt man das. Die ersten Auskünfte von angesprochenen Kassen waren sofort wortkarg abweisend, immer mit Hinblick auf mein Alter – 68! So wurde im Nu klar, dass man einen Klienten in diesem Alter als finanzielles Risiko einstufte. Am schlimmsten war zunächst die komplette Unwissenheit aller Dienststellen, was die Krankenversicherung von Rückkehrern aus dem Ausland betraf. Bei weiterem Nachbohren bei einzelnen Versicherungen kamen dann die übrigen Hindernisse zutage. Ich konnte von keiner Pflichtversicherung aufgenommen werden, weil ich vor meinem Weggang aus Deutschland vor fast 25 Jahren für einige Jahre privat versichert war. Dann kam das Problem der Vorversicherungszeit, die man erfüllen muss, um aufgenommen zu werden, bzw. zu welchen Konditionen – wo zum Teufel bleibt da das „Recht“ auf eine Krankenversicherung. In Skandinavien würde sich hier der Obmann gegen Diskriminierung einschalten. Erst ein Schreiben an das Bundesversicherungsamt brachte die Information, dass ich von meinen ausländischen Arbeitgebern bzw. Wohnorten das sog. Formular E-104 beibringen musste, dass meine ausländischen Versicherungszeiten und -arten in den einzelnen Ländern bezeugte. Aber auch hier kürze ich nun ab, weil während des Schreibens der ganze Albtraum der vielen täglichen Stunden am Telefon und mit E-mails über Monate wieder hochkommt. Es sei nur noch die interessante Klausel erwähnt, dass ich nachweisen musste, dass ich 9/10 der zweiten Hälfte der Zeit meines Erwerbslebens pflichtversichert war, was ich nicht konnte. Das ist schon deshalb problematisch, weil sich u.a. bei einer akademischen Laufbahn das Erwerbsleben recht gebrochen und damit unübersichtlich gestalten kann, da man die ersten Jahre oft von kurzfristigen Forschungs- oder Lehraufträgen lebt.

Also, heute kam nach mehrmonatiger harter Arbeit, deren Frustration mir eine Gastritis und damit zur Freude der Krankenkasse eine ärztliche Behandlung einbrachte, genannter Bescheid, meine Frau und ich sollten Lichtbilder für die Karten einschicken. Übrigens habe ich im Laufe meiner Bemühungen drei mal an den Bundesgesundheitsminister geschrieben um Auskunft zu erhalten. Halten wir ihm

mal zugute, dass die erste Antwort kam, als wir drei Wochen später bereits auf dem Weg nach Süddeutschland waren. Zweieinhalb Monate später kam ein Brief an unseren neuen Wohnort mit Auskünften, die mir inzwischen von verschiedenen Seiten bekannt, allerdings unvollständig waren. So wurde das berüchtigte E-104 Formular nicht einmal erwähnt. Das Fazit war, dass ich nach fast einem halben Jahr noch nahezu an der gleichen Stelle stand. Z.Z. warten wir darauf, was wohl mit unseren eingeschickten Fotos geschieht. Und erst heute kam die Aufforderung die Höhe meiner dänischen Rente nachzuweisen, um meinen Beitrag zu berechnen. Ich sollte noch hinzufügen, dass wir in den elf Jahren, die wir in Schweden gelebt haben, nicht ein Zehntel der Formulare ausgefüllt haben, wie in den zwei Monaten in Deutschland. Die Krankenversicherung in Schweden ist übrigens staatlich. Kein einziges Formular muss dafür ausgefüllt werden, dafür gibt es auch nicht diesen verlogenen Firlefanz wie die Chefarztbehandlung. Und trotzdem kann man sicher sein, von ebenso guten Ärzten behandelt zu werden wie in Deutschland.

Vielleicht ist es eine Folge dieser bizarren Bürokratie, dass ich gegenwärtig morgens nicht mehr als erstes an das Sterben denke, sondern an das Töten...nein, Spass, sondern daran, was mich wohl heute wieder an absurden Behördenschreiben erwartet. Das ist durchaus etwas angenehmer, man merkt wenigstens, dass man noch lebt, wenn auch die Umstände recht fragwürdig sind.

(Die letzten kleinen Ergänzungen wurden Ende 2019 geschrieben. Es ist verlockend, Erinnerungen, die erst nach dem ersten Niederschreiben, das Jahre zuvor erfolgte, noch aufzunehmen, wenn sie mir nun erwähnenswert erscheinen. Was allerdings die Chronologie ab und zu durchbrach, waren Ereignisse, die erst nach der Niederschrift geschahen. Aber, dass ich Namen und Geschehnisse, die sich z.B. um Trump oder ähnliche Lumpen drehen, bitte ich mit meinem Entsetzen zu entschuldigen.)

Die Memoiren, die als Buch im Verlag „Auf dem Ruffel“ erschienen sind, sind nicht identisch mit den hier niedergeschriebenen. Es sind teilweise andere Abenteuer und Erfahrungen, bei denen auch die Akzente anders gesetzt sind.